

Deutscher Hort

Kulturkundliches Lesebuch für deutsche Schulen in Einzelheften

Herausgeber: Oberstudiendirektor Dr. F. Wuessing u. Studienrat Dr. G. Wenz

Heimatreihe / 5. und 6. Schuljahr

Schlesien

Erster Teil



1927

A. Kluse.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig



830-8(075.2/3)(438):908
(075.2/3)(082.2)(438)
1930.85(075.2/3)(082.2)(438:43)

Deut Schl

7515 D/I
E II 10

7515,,D"

*

Bearbeiter dieses Heftes ist Studienrat Dr. W. Dohn

*

Buchdruckerei Oswald Schmidt G. m. b. H., Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Gedichte sind mit einem * versehen

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitenzahl	Quelle
	I.		
—	Warum Rübezahl die Menschen neckt	1	
—	Rübezahl und die Warmbrunner Badegäste	1	Nach „Rübezahl. der Herr des Gebirges“. Volks-
—	Wie Rübezahleinen Schuster- gesellen vom Henkertode befreite	3	sagen aus dem Riesen- gebirge. 1847
—	Rübezahl und der Hirsch- berger Bäcker	4	
Georg Händel	Die Jungfrau und der Bär	5	Schlesischer Sagenborn. Ver- lag Priebatsch, Breslau
—	Die heilige Hedwig auf Burg Lähn	7	Nach O. Goedsche, Die Sagen des Riesengebirges
Otto Goedsche	Die Gluckhenne auf der Kynsburg	8	Sagen des Riesengebirges
Fritz Günther	* Die Kynsburg	9	Aus „Kynsburg“
Richard Kühnau	Die Herrlein bei Langen- bielau	9	
Richard Kühnau	Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf	11	Sagen aus Schlesien. Ver- lag Hermann Eichblatt
Richard Kühnau	Gotsche Schöff und der Vogel Greif	12	Leipzig-Gohlis
Richard Kühnau	Der Schweidnitzer Ratsherr und die Dohle	13	
—	* Des Hirten Verkündigung	14	Aus dem schlesischen Christ- kindenspiel (Hochdeutsche Übertragung)
Gustav Frenntag	Die Weihnachtskrippe	15	Erinnerungen
—	* Neujahr	16	Mitgeteilt von Erich Weijand in: „O du Heimat lieb und traut.“ Bilder aus dem Waldenburger Berg- lande. Verlag G. W. Knorrn, Waldenburg

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitenzahl	Quelle
Paul Keller	Das Rotkehlchen	16	Dorffjunge, Bergstadtverlag
—	Was der Dreschflegel spricht	17	Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, II. Verlag B. G. Teubner, Leipzig
Wilh. Müller-Rüdersdorf	* Lied eines schlesischen Hüttejungen	18	A por Klumpa Streeßel. Die Isergebirgischen Volksreime, Sprichworte und Redensarten. Iser-Verlag, Friedeberg am Queis
Hans Christoph Kaergel	Aus der Jugend eines schlesischen Dorffjungen	18	Schlesiens Heide und Bergland. Bergstadtverlag, Breslau
—	Sommerlieder	21	—
Walther Dohn	Kinderpflingten	21	Unter Benützung von Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien
—	Scherz und Ernst (Reime und Sprichwörter)	24	—
—	Wer spricht's nach?	24	—
—	* Lügenlied	24	Mitgeteilt von Wilhelm Patzschowski, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 1897
—	Abzählverse	26	—
—	Rätsel	26	—
—	Wie der Schlesier spricht	26	Nach Ernst Hartmann, A wing Schläschl, und Jos. Klapper, Schlesische Volkskunde
Wilhelm Oehl	* Mehr wie Zwölfe	27	Schlä'sches Quellbündel, Breslau, Koebner
—	* Bruder Malcher	28	Schlesisches Volkslied
Walther Dohn	Sonderbare schlesische Ortsnamen	28	Unter Benützung von Jos. Klapper, Schles. Volkskde.
Walther Dohn	Was hat es zu bedeuten?	30	—
Paul Keller	Die Oder	31	Marie Heinrich
—	Schlesischer Bauernspruch	32	Paul Drechsler, Sitte, Brauch u. Volksglaube in Schlesien

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitenzahl	Quelle
—	Die Hausotter	33	Nach Anton Otto, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien, und Robert Cogho, Volksagen aus dem Riesens- und Isergebirge
—	Vom Nachtfäger	34	Nach Richard Kühnau, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 1895/96, u. Robert Cogho, Volksagen a. d. Riesen- u. Isergebirge
—	II. Wie der Nachtmahr sein Wesen treibt	35	Nach Richard Kühnau, Sagen aus Schlesien, und A. Eichner, Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde 1895/96
—	Der Wassermann	36	Mitgeteilt v. Paul Drechsler in Mitteilungen d. Schles. Gesellschaft f. Volkskunde 1895/96
Philo vom Walde (Johannes Reinekt)	* Rutandel-See	36	Schlä'sches Quellbündel
Anton Peter	Herenwesen	37	Volkstümliches aus Österreich-Schl. Schlesien Bd. II
Anton Peter	Der Höllenzwang	37	—
Richard Kühnau	Sigeunerzauber	38	Sagen aus Schlesien. Verlag Hermann Eichblatt, Leipzig-Gohlis
—	Feuersegen	39	Paul Drechsler, Sitte Brauch u. Volksglaube in Schlesien
Richard Kühnau	Der Ring im Karpfen und der Untergang der Stadt Liegnitz	39	—
Richard Kühnau	Die große Linde auf dem Nikolaikirchhofe zu Görlitz	40	Sagen aus Schlesien
Walther Dohn	Von alten Rechtsbräuchen	40	—
Richard Kühnau	Das Bahrrecht	42	Sagen aus Schlesien
Walther Dohn	Wie eine deutsche Fürstentochter ins polnische Schlesien kam	43	—

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitenzahl	Quelle
Walther Dohn	Slawische Fremdlinge in unserer Sprache	45	—
Walther Dohn	Schlesien im Mongolensturm	47	—
—	Adventspiel (aus dem Riesengebirge)	50	Friedr. Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele
—	* Fastnachtsumzug	52	Paul Drechsler, Sitte, Brauch u. Volksglaube in Schlesien
Gustav Freitag	Wie Friedrichs des Großen Diener in Schlesien tätig waren	52	Bilder aus der deutschen Vergangenheit
Karl von Holtei	Ein Diebstahl	53	Vierzig Jahre
—	Soldatenlied auf die Schlacht an der Katzbach	55	Volkslied, Schlesiens Geschichte im Liede
Walther Dohn	Schlesische Weberei	56	—
—	* Die Handwerksgefallen	57	Theodor Siebs, Schlesische Volkslieder
Hermann Bouffet	Auf dem Landeshüterkamme	57	Schlesische Zeitung Nr. 202, 1926
Walther Dohn	Kinderland	59	—
—	* Grottkauer Vesper	61	Schlesisches Volkslied
Paul Keller	Des Vaters Heimkehr	62	Das Grünlein
Julius Jüttner	* Vertrauen auf Gott!	64	Humoristische Pillen. Gedichte in Glogauer Mundart



Mit Genehmigung des Verlages Hegel & Schade, Leipzig
Ludwig Richter, Rübezahl

I.

Warum Rübezahl die Menschen neckt.

Rübezahl wollte einstmals gern erfahren, wie es denn unter den Menschen hergehe. Also wanderte er vom Gebirge hinunter und verdingte sich in einem Dorfe bei einem Bauern als Knecht. Er verrichtete seine Arbeit so fleißig und gut, daß der Bauer durch seines Knechtes Rührigkeit und Klugheit bald ein wohlhabender Mann ward. Je reicher er aber wurde, desto mehr stieg sein Übermut. Er selbst lebte nun in Saus und Braus, seinen treuen Knecht aber behandelte er hart und unfreundlich. Das verdroß Rübezahl gar sehr, und er dachte: ich will's bei einem andern versuchen. Also machte er sich auf und wurde Schafhirt bei einem neuen Herrn. Und wieder zog das Glück mit ihm ein. Seine Herde gedieh zum Erstaunen, kein Schaf ward seitdem krank, und es schien, als ob die Wölfe aus dem Gebirge verschwunden wären; denn kein Schaf wurde mehr von diesen Räubern zerrissen. Hätte nur sein Herr das gelohnt und seinen Hirten gut behandelt. Aber er war ein Geizhals, der dem fleißigen Knecht kaum zu essen gab und ihm sogar den versprochenen Lohn vorenthielt. Zornig ging Rübezahl davon und wurde Diener bei einem Amtmann. Bei dem mußte doch Recht und Billigkeit zu finden sein. Aber hier fuhr er noch schlechter; denn nirgends war weniger von Wohlwollen und Gerechtigkeit zu finden als bei diesem Amtmann. Da hatte Rübezahl genug von dem undankbaren Menschenvolk, und er zog sich grollend wieder in seine einsamen Berge zurück. Wo er aber seitdem Menschen begegnet, da neckt und plagt er sie.

Rübezahl und die Warmbrunner Badegäste.

Es sind fast zweihundert Jahre her, da beschloß eine Badegesellschaft aus Warmbrunn, an einem schönen Julitage die Koppe zu besteigen. In Warmbrunn und Herischdorf bestellte man zwölf Rosse, und so ritt man munter in der lachenden Morgensonne den Bergen zu. An Tanlas Baude, die heut Hampelbaude heißt, ließen sie die Pferde zurück, und nun ging es zu Fuß hinauf auf den Kamm. Speise und Trank hatte

man vorsorglich mitgenommen. Auf der Teufelswiese gab es viel Kreischen und Lachen. So sehr sich auch die Damen in acht nahmen, hin und wieder glitt eine mit dem Fuße von den Steinen herunter doch in den Sumpf, und die schönen weißen Strümpfe waren bald schwarz gefärbt. In mühseliger Wanderung erklimmen sie endlich den Kegel der Koppe. Tief zu ihren Füßen lag im Sonnenglanze die Welt. Da standen sie und staunten über die Herrlichkeit, die sich ihren Augen bot. Ein junges, schönes Mädchen aber ergriff in frohem Übermut ein Glas Wein und rief: „Das trinke ich dir, du guter Berggeist Rübezahl!“ Kaum waren die Worte heraus, da brach aus dem Teufelsgrunde (Riesengrund) ein Wetter heraus, daß die Gesellschaft sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte, so böse wirbelte sie der Sturm durcheinander. Schleunigst traten sie den Rückweg an, in steter Gefahr, in den Melzergrund hinabzustürzen. Rechts und links jagten wilde Wolken an ihnen vorüber, aus denen ihnen gellendes Gelächter nachschallte. Erst als sie am Ende der Teufelswiese angelangt waren, hellte sich der Himmel wieder auf. Die Frauen waren vor Angst und Schrecken fast des Todes, und man atmete auf, als man endlich wohlbehalten Tanlas Baude wieder erreichte. „Seid froh,“ sagte der alte Tanla, „daß euch der Herr des Gebirges nicht den Hals gebrochen; denn niemand darf ungestraft auf dem Gebirge den Namen Rübezahl aussprechen, und am gefährlichsten ist es auf der Schneekoppe und in Rübezahls Lustgärtlein. Laßt's euch zur Warnung sein!“ Die müden Gäste suchten bald ihr Lager auf und schiefen gar sanft die Nacht auf dem duftenden Heu, über das ihnen Jeremias, des Alten Sohn, schneeweißes Linnen gedeckt hatte. Früh, als die Sonne aufging, wurden die Schläfer gar anmutig aus dem Schlafe geweckt. Draußen vor der Baude stand der alte Tanla und blies auf seinem Hirtenhorn ein erbauliches Morgenlied hinaus in die taufrischen Täler. Nachdem sich die Gesellschaft erhoben und gestärkt, traten sie den Rückweg an und trafen glücklich wieder in Warmbrunn ein.

Am Morgen darauf saßen alle lustig im Bade und erzählten ihre Abenteuer und wie Rübezahl sie geneckt hatte. „Da seid ihr gut weggekommen,“ bemerkte ein fremder Badegast, „und es ist euch nur zu wünschen, daß euch der Berggeist nun ungeneckt läßt.“

„Was sollte er uns hier anhaben können?“ prahlte einer der Reisenden, der gerade aus dem Bade stieg. Aber wie erschrak die ganze Gesellschaft, als der Sprecher plötzlich bis an den Hals schwarz gefärbt erschien. Und wer nun aus dem Wasser emportauchte, der war schwarz wie ein Mohr. Und wieder gellte den Bestürzten dasselbe Hohn Gelächter

in die Ohren wie gestern, als sie die Koppe so eilig verließen. Da fuhren sie rasch in die Kleider und eilten scheu nach Hause. Und als sie sich da auskleideten, sahen sie zu ihrer Freude, daß sie wieder weiß waren wie vorher. Da atmeten sie auf und sagten sich: Er ist doch ein Spaßvogel, und zwar ein arger. Wer? — das sagte keiner mehr; so gescheit waren sie nun.

Wie Rübezahl einen Schustergesellen vom Henkertode befreite.

In Schmiedeberg am Fuße des Riesengebirges arbeitete einstmal ein Schuhknecht bei einem Meister, der ein gar guter Mann war und seinen Gesellen manche Freude gönnte. Oft gingen diese auch nach dem Gebirge und trieben allerlei Mutwillen, wie es so die Art der jungen Leute ist. Unter anderem forderten sie auch Rübezahl übermütig heraus, und keiner war dabei kecker als der Schustergeselle. Er gab dem Herrn der Berge allerhand Spottnamen und forderte ihn auf, doch einmal seine Künste zu zeigen. Der Berggeist duldete das lange Zeit, weil ihm der Schuhknecht nimmer zurecht kam. Nun trug sich's zu, daß der Meister den Gesellen abdankte, und dieser beschloß, übers Hochgebirge nach Böhmen zu wandern. Packt also der Mensch seine Siebensachen. Während er dies tut, kommt Rübezahl unsichtbar und steckt ihm einen silbernen Becher und etliche silberne Münzen seines Meisters mit hinein in das Felleisen. Der Schuhknecht, der nichts davon ahnt, schnürt wohlgemut sein Bündel, nimmt Abschied vom Meister und wandert davon. Er ist aber kaum auf dem Landeshuter Pässe, da kommt atemlos sein Meister hinter ihm drein gerannt. Der hat das Fehlen seiner Sachen gemerkt und beschuldigt nun den Gesellen des Diebstahls. Im Gefühle seiner Unschuld öffnet der Schuhknecht bereitwillig das Ränzlein, damit der Meister nachsehen könne. Kaum hat der einen Blick hinein getan, da findet er das Gesuchte.

Der Jüngling ist wie vom Donner gerührt, beteuert laut seine Unschuld und sagt, es müsse ihm jemand zum Pöffen die Sachen in sein Felleisen geschoben haben. Da war aber nicht zu helfen. Der Schuster ließ die Ortsgerichte kommen, und der arme Geselle wanderte ins Gefängnis. Damals ging es bei solchen Gelegenheiten kurz her. Wie hoch auch der arme Teufel seine Unschuld beteuerte, er ward zum Galgen verurteilt, weil man die Sachen bei ihm gefunden. Traurig und schlaflos saß er in der Nacht vor seinem vermeintlichen Tode im Kerker, da öffnete sich die Thür, und Rübezahl trat herein. Er fragte den armen

Sünder, was er da mache. „Ach Gott,“ wehklagte das junge Blut, „ich bin angeklagt, einen Diebstahl begangen zu haben, und soll morgen gehenkt werden. Und ich bin doch kein Dieb und so unschuldig wie die liebe Sonne am Himmel.“ Da lachte Rübezahl und sprach: „Du hast mich zwar oft geärgert, doch mag's der Strafe dafür genug sein.“ Darauf löste er des Gesellen Bande und schlüpfte selbst in die Ketten. Machte den Gefangenen hierauf unsichtbar und brachte ihn so zum Kerker hinaus.

Indessen ward's Morgen, und in aller Frühe erschien ein Geistlicher, um den armen Sünder zum Tode vorzubereiten. Er ermahnte ihn also, in sich zu gehn, seine Sünden aufrichtig zu beichten und zu bereun; denn sein letztes Stündlein sei nun da. Rübezahl horchte hoch auf, drehte, wie es die Vögel machen, den Kopf bald auf die, bald auf jene Seite, schwieg eine Weile still und sagte dann: „Papperlapapp!“ Der Geistliche traute seinen Ohren kaum und fuhr entsetzt zurück. Trotzdem fing er seine Ermahnungen von neuem an; denn er glaubte, der Missetäter sei vom Teufel besessen. Aber so oft er wieder begann, so oft schallte ihm wieder das „Papperlapapp“ entgegen. Da war nun nichts zu machen, und so führte man den Sünder endlich zum Tore hinaus und hängte ihn da unter lauter Papperlapappgeschrei an den hellen, lichten Galgen.

Kaum war jedoch der Henker von der Leiter herunter, da verwandelte sich auf einmal der Leichnam am Galgen in eine Schütte Stroh, die lustig im Winde hin und her baumelte. Bei diesem Anblick packte die Herumstehenden helles Entsetzen. Die Weiber bekreuzten sich, faßten sich aber schnell und nahmen schleunigst Reißaus, und die Männer jagten hinter ihnen drein, als säße ihnen der Teufel im Nacken. Da lachte Rübezahl, daß die Berge dröhnten, und fuhr in einer großen Wolke davon.

Rübezahl und der Hirschberger Bäcker.

In Hirschberg lebte einst ein reicher Bäcker, der für seinen Backofen viel Holz brauchte. Aber hart und geizig wie er war, kaufte er es nur von den ärmsten Bauern, weil er die am meisten mit dem Lohne drücken konnte.

Nun trug es sich zu, daß er einstmals wieder Holz anfahren ließ, und der Lohn war vorher ausbedungen worden. Als aber das Holz abgeladen war, hielt der Bäcker nicht Wort und gab den Bauern weniger, als ausgemacht war. Da fuhren die Armen betrübt heim und klagten über den Geiz und die Härtherzigkeit des reichen Mannes. Rübezahl, der gerade

dieselbe Straße ging, hörte alles und beschloß, den Geizhals gehörig zu strafen.

Des anderen Tages sitzt der Bäcker in seiner Pukstube und trinkt gerade ein Schälchen Warmbier, da tritt ein Mann herein und sagt, er habe gehört, daß der Meister einen Holzhacker brauche. Er wolle ihm das Holz gern spalten, und zwar schneller und billiger als andere. Der Meister werde seine Freude daran haben. Der Fremde sah so ansehnlich aus, daß der Bäcker ihn verwundert betrachtete und meinte, er sähe gar nicht wie ein Holzhacker aus. „Das bin ich auch eigentlich nicht,“ entgegnete der Mann, „sondern ich bin ein Bürger aus Schweidnitz; aber Holzhacken ist mein größtes Vergnügen, und deshalb frage ich auch nicht viel nach dem Lohn.“ Da führte der Bäcker den Fremden auf den Hof und zeigte ihm die vier Klaster Holz, die er hatte anfahren lassen. „Was verlangt Ihr also für das Spalten?“ fragte er ihn. „Gebt mir so viel Holz dafür, als ich auf dem Rücken forttragen kann, so bin ich's zufrieden,“ versetzte der Mann. Der reiche Geizhals schlug rasch ein und lachte sich ins Säuschen, solch einen Narren gefunden zu haben.

Am nächsten Morgen stellte der Fremde sich rechtzeitig ein und ging sofort an die Arbeit. Bald hallte der Hof wider von den kräftigen Artschlägen des fleißigen Arbeiters. Der Bäcker freute sich seines wohlfeilen Handels und lief hinaus, um dem Manne bei der Arbeit etwas zuzuschauen. Als er aber auf den Hof trat, blieb er zu Tode erschrocken stehn. Der Fremde hatte nämlich sein linkes Bein aus der Hüfte gezogen und hieb damit unbarmherzig auf das harte Holz los, daß es im Nu in lauter kleine Scheite zersprang. Da bekam es der Meister mit der Angst, und er rief dem Manne zu, er solle aufhören und sich davonscheren. Der aber schlug lustig weiter drauf los und tat, als höre er ihn nicht. In einer Viertelstunde war das Holz zerkleinert. Da steckte der Fremde sein Bein gemächlich wieder in die Hüfte, packte alles gespaltene Holz in einer ungeheuren Hocke auf seinen Rücken und spazierte ruhig davon, während der Bäcker laut um sein schönes Holz jammerte. Das Holz lud Rübezahl bei den armen, betrogenen Bauern ab, die für ihren Verlust also reichlich entschädigt waren. Der Bäcker war von dem Tage an wie umgewandelt. Er hielt fortan sein Wort und gab den Leuten, was ihnen zukam.

Die Jungfrau und der Bär.

Im Anfange des zwölften Jahrhunderts blickten vom Gipfel des Zobten herab in die liebe schlesische Heimat, die wie ein Garten Gottes

in unbeschreiblicher Herrlichkeit um ihn sich ausbreitet, mit ihren Zinnen und Türmen gar trutzig die feste Burg des reichen und am Hofe Boleslaus III. hochangesehenen Kirchen- und Klosterbauers Peter Wlast. Kein drohender Waffenlärm aber ertönte in ihren weiten Hallen; auf dem Hofe übten sich nicht die Ritter zum Turnier, und sie zogen nicht aus zu Raub und Kampf. Denn nicht nur nach außen zeigte sich Peter Wlast als Friedensförderer, er hielt diesen auch in seinem Hause. Der Kurzweil und dem Vergnügen der Schloßbewohner dienten mehrere Bären, die in einem Zwinger, einem von allen Seiten mit hohen Gittern umgebenen Raume, gehalten wurden. Ein Wärter sorgte für sie und richtete sie ab, daß sie mit den Bewohnern der Burg in Verkehr treten und diese durch ihre Bewegungen und ihr Verhalten ergötzen und zerstreuen konnten.

Einer der so abgerichteten Bären hatte mit einem der Dienstmädchen, namens Gertrud, innige Freundschaft geschlossen. Gleichzeitig war er auch der Liebling der Schloßherrin Maria, der Gemahlin Peter Wlasts. Da der Bär gern Fische fraß, erhielt das Mädchen von Zeit zu Zeit von der Gräfin den Auftrag, dem Tiere diese Leckerbissen zu besorgen. War nun Gertrud den Berg herabgestiegen, so kam der Bär, der schon den Zweck dieser Wanderung kannte, ihr den halben Weg entgegen, um ihr die Last abzunehmen und sie der Herrin zu überbringen.

Eines Tages war das Mädchen, dem Befehl Marias folgend, ausgegangen, um das Lieblingsgericht für Pek einzukaufen. Da es sich auf dem Rückwege bedeutend verspätet hatte, mußte das Tier etwas warten. Als Gertrud endlich an den Ort kam, wo der Bär ihrer harnte, stürzte dieser sich ihr gierig entgegen und schnappte hastig nach dem Körbchen. Doch das Mädchen trat zur Seite und neckte, wie stets, den Bären, indem es einen Fisch aus dem Körbchen nahm und ihn dem Tiere vor die Nase hielt. Diesmal aber, durch das lange Warten böse geworden, verstand Pek keinen Spaß. Ergrimmt stellte er sich auf seine Hinterbeine und drang auf das Mädchen ein, das sich gegen das wütende Tier tapfer wehrte. In größter Bedrängnis nahm es die lange Nadel, mit der das Schultertuch zusammengesteckt war, und bohrte sie durch das Auge tief in den Kopf des Tieres. Der Bär brüllte vor Schmerz laut auf, stürzte sich mit neuer Wucht auf die Wehrlose und tötete das schwerverwundete Mädchen, indem er ihm den Kopf durchbiß. Dann stürzte aber auch er tot nieder zu den Füßen der Toten auf das Körbchen, dessen Inhalt nun doch sein geworden war.

Als man am nächsten Morgen die vermißte Dienerin und den Bären

suchte, fand man beide tot in ihrem Blute. Die Gräfin ließ bald darauf an jener Stelle ein Denkmal errichten, das heute noch vorhanden ist. Man trifft es, wenn man den Weg vom Städtchen Zobten zum Aufstieg auf den Berg wählt, im zweiten Drittel desselben, etwa 50 Schritte rechts von ihm. Es besteht aus einer aus Granit gemeißelten Mädchenfigur, die einen großen Fisch im Arme trägt und zu deren Füßen ein Bär liegt.

Georg Hinkel.

Die heilige Hedwig auf Burg Lähn.

Dort, wo der Bober, der alte Biberfluß, sich in vielen Windungen endlich durch das anmutige Bober-Katzbachgebirge durchgesägt hat, ragt inmitten eines schattigen Parkes die ehrwürdige Ruine der alten Lähnhausburg empor. Weit schweift von hier der Blick über das liebliche Tal zu Füßen, in dessen grüne Hügel freundlich das Städtchen Lähn eingebettet liegt. Hinweg über die nahen Berge grüßt von weither der mächtige Kamm des Riesengebirges mit seinen ragenden Kuppen. In dieser Burg hat oft und gern auch die heilige Hedwig gewohnt. Alltätig ist sie von dort zur Stadt mit bloßen Füßen zum Gottesdienste gegangen. Der Weg von der Burg zur Stadt Lähn herab wird noch heute der Hedwigsteig genannt, und ein Stein daneben, auf dem die Fromme öfters zu ruhen pflegte, der Hedwigsruhestein. Von einem Felsenvorsprung in der Nähe dieses Steines soll die Herzogin, so berichtet die Sage, während der Tatarenschlacht auf der Wahlstatt einen ihrer Schuhe, die sie unter dem Arme zu tragen pflegte, nach jenem Mongolen geschleudert haben, der ihrem einzigen Sohne, Herzog Heinrich dem Frommen, die tödliche Lanze hinterrücks durch die Brust rannte.

Zu St. Hedwigs Zeiten gab es noch keine Wassermühle zu Lähn, und die Talbewohner gewannen ihr Mehl nur auf Handmühlen. Eines Sonntags, da sonst nach Gottes Gebot alle Arbeit ruhen soll, mahlte trotzdem ein Weib bei Lähn ihr Getreide auf einer solchen Handmühle. Plötzlich blieb ihr der Stock, mit dem sie den Stein umdrehte, durch Gottes Strafe so fest an der Hand hängen, daß ihn auch ihr Mann mit aller Anstrengung nicht losbringen konnte. Ratlos, was er tun sollte, schnitt er den Stock oberhalb und unterhalb der Hand ab und führte das Weib vor die Herzogin. Er erklärte ihr den Hergang der Sache und bewies ihr die Wahrheit seiner Erzählung durch den Teil des Stockes, der noch an des Weibes Hand hing. Die fromme Fürstin sprach der Sitternden Trost zu, ging in ihre Kemenate und betete dort inbrünstig

zu Gott. Dann kam sie zurück und ergriff die Erschrockene bei der Hand. Und siehe da, die Finger öffneten sich wieder, und die Frevlerin war von dem Holze befreit, das ihr so große Angst eingejagt hatte.

O. Goedjke.

Die Gluckhenne auf der Kynsburg.

Vor alten Zeiten soll sich in einem Gemache der alten Burg oft eine Gluckhenne mit zwei goldgelben Küchlein haben sehen lassen. Die ist stets unter dem Ofen hervorgekommen und auch darunter wieder verschwunden. Der Burgherr glaubte aber nicht an das Gerede der Leute. Eines Abends nun kam ein fremder Ritter zur Burg und heischte für sich und seinen Knappen ein Nachtlager. Es wurde ihnen auf Befehl des Burgherrn in jenem Gemache aufgeschlagen, und die Fremden begaben sich bald zur Ruhe, nachdem sie noch reichlich bewirtet worden waren.

Der Ritter mochte schon einige Zeit geschlafen haben, da weckte ihn plötzlich ein Geräusch. Draußen vom Turme schlug die Glocke Mitternacht. Dämmernd schien der Mond ins Zimmer, und auch eine kleine Lampe erleuchtete noch das Gemach. Der Ritter hatte sie auf dem Tische zwischen seinem Lager und dem des Knappen aus Versehen brennen lassen.

Wieder vernahm er das sonderbare Geräusch, und nun sah er eine schwarze Gluckhenne, gefolgt von zwei goldgelben Küchlein, unter dem großen Ofen hervorkommen. Die Henne ging bis zur Mitte des Zimmers und pustete und sträubte sich dort wie vor einem Raubvogel und scharrte und schlug mit den Flügeln, daß die Lampe auf dem Tische in die Höhe flackerte. Dann wandelte sie durch das ganze Gemach und flatterte vor dem Lager des Ritters hoch auf, daß die Lampe darob verlöschte. Beim Lichte des Mondes erkannte er, wie sie bald darauf nochmals emporflog, und sogleich flammte die Lampe wieder auf. Die Henne rief nun ihre Brut zusammen, pickte auf den Fußboden und verschwand unter dem Ofen. Den Ritter aber hatte ein unerklärliches Grauen gepackt, und er wußte nicht, ob er wache oder träume. Nach geraumer Zeit erst ermannte er sich, nahm die Leuchte und untersuchte das Zimmer. So sorgfältig er aber auch nachforschte, er konnte nirgends die geringste Spur der Henne oder ihres Nestes entdecken, weder unter dem Ofen noch sonst an einem andern Orte. Er weckte endlich seinen Knappen. Der aber wurde erst nach langem Rufen und Schütteln munter und hatte von der Erscheinung nichts gesehen und gehört. Der Ritter

konnte keinen Schlaf mehr finden und erwartete sehnsüchtig den Morgen, um diesen Gespensterort so schnell wie möglich zu verlassen. Nachdem er in der Frühe seinem Gastfreunde das unheimliche Erlebnis erzählt hatte, nahm er schnell Abschied und ritt davon. Der Burgherr war nun aber doch nachdenklich geworden, und als auch das Burgesinde immer lauter seine Stimme erhob und alte Leute erzählten, wie der Spuk sich auch früher schon oft gezeigt, ließ er auf Anraten des Burghaplans den Ofen wegreißen. Da fand man denn an der Stelle ein erhabenes Gediele, und als man dies aufgebrochen, ein wohl verschlossenes Kästchen darunter, das die Gerippe zweier kleiner Kinder barg. Vor Zeiten war hier offenbar eine furchtbare Greuelthat begangen worden; aber keine Vermutung, keine Nachricht konnte das dunkle Geheimnis enthüllen. Drauf begrub man auf den Rat und Befehl des frommen Abtes zu Grüssau die Gebeine in geweihter Erde, und seit der Zeit hat sich der Spuk nimmer schauen lassen. Die schwarze Gluckhenne, die wohl die Mutter der gemordeten Kleinen gewesen, und ihre Küchlein hatten endlich die Ruhe gefunden.

Otto Goedjke.

Die Kynsburg.

Verträumt, ein Stück aus fernen, schönen Zeiten,
ragt eine Burg ins Abendsonnenlicht —
Jahrhunderte sah sie vorübergleiten,
wie viele schon, sie weiß es selber nicht.

Da rasselten einst Schwerter, Hörner klängen,
und Hufschlag scholl von eil'ger Rosse Lauf —
und unten lockerte der Kaufherr voller Bangen
die scharfe Art am hohen Sattelknauf.

Gar stolz und trozig sah die Burg zu Tale —
nun liegt sie still, gebrochen von dem Sturm,
und kreischend streicht im letzten Sonnenstrahle
ein Schwarm von Dohlen um den alten Turm.

Fritz Günther.

Die Herrlein bei Langenbielau.

Der Herrlaberg oder Herrleinberg bei Langenbielau ist nicht wie andere Berge. Er ist nämlich inwendig ganz hohl und voll weiter Gewölbe und Gänge. Diese hatten seit undenklichen Zeiten ganz kleine

Erdgeister, vom Volke ehrfurchtsvoll die Herrla (Herrlein) genannt, ausgehauen und bewachten darin unermessliche Schätze. Nur äußerst selten und oft viele Jahre nicht, ließen sie sich in der Johannisnacht sehen, und das auch nicht von gewöhnlichen Menschen, sondern nur von Sonntagskindern. Es gab nur einen Eingang in des Berges Innere, der war aber sehr eng und versteckt, auch nur alle hundert Jahre einmal und in einer Johannisnacht geöffnet. Er erschien sonst nur am Tage wie eine geringe Höhlung in der Felswand oder ein halbverschüttetes Loch. Die Leute nannten ihn deshalb und nennen ihn noch das Quargloch und die Herrlein selber die Quargmännlein. Es war aber jedermann bekannt, daß die Herrlein äußerst zornig würden, wenn sie sich mit diesem Namen anrufen hörten, und solch einen Spötter strafen sie dann, wenn sie seiner habhaft wurden, tüchtig ab, z. B. den Bauer Adam aus Hinter-Langenbielau. Diesen überraschte an einem Johannisabend die Dunkelheit auf dem Felde in der Nähe des Niederhofes. Da gewahrte er auf einmal einen hellen Schein, der vom Herrlaberge kam, und zwar von einer Stelle, wo er genau wußte, dort ist das Quargloch und die Öffnung in den Berg. Flugs eilte er den Berg hinan, und siehe da! er erblickte einen hellerleuchteten Gang, der in den Berg hineinführte. Ganz vorn aber stand ein Gefäß wie ein großer Braukessel, ganz voll funkelnder Goldstücke. Mit gieriger Hast tat er einen tiefen Griff hinein und — griff in die leere Luft. Alles war verschwunden, um ihn war's finster, er befand sich hoch am Herrlaberge im Freien und in der Nähe der Quargschüssel. Aber so finster war es doch nicht, daß er nicht ganz in seiner Nähe mit Staunen einen Galgen gesehen hätte, an einer Stelle, wo nie früher einer gestanden. Darum kribbelte und krabbelte es und huschte wie dunkle Gestalten umher. Adam standen die Haare zu Berge, wie er darauf hinstarrte. Aber die Knie schlotterten ihm vollends, als es in ihm wie ein Licht aufging: das sind die Quargmännlein! Und schon schrie es: „Wen nehmen wir?“ und gleich darauf: „Den mit der roten Mütze!“ Dann fühlte er sich — denn er war der unglückliche Träger der roten Mütze — unaufhaltsam fortgerissen, man legte ihm einen Strick um den Hals, er spürte noch, wie man die Schlinge fester und fester zog, ihn endlich emporhob, und nun zappelte der arme Adam noch ein paarmal aus Leibeskräften, tat zu allerlezt noch einen gellenden Schrei und — befand sich, er wußte nicht wie, keuchend und mit dem Angstschweiß auf der Stirn, auf freiem Felde dicht am Niederhofe. Alles war ein Spuk gewesen. Lange, lange Jahre nachher fiel es den kleinen Herrlein — kein Mensch

wußte, warum — mit einemmal ein, ihren Berg zu verlassen und einen anderen Wohnsitz zu wählen. Es erschien nämlich in einer Nacht bei dem Bauer Herzig in Mittel-Langenbielau ein winziges Männlein und gebot ihm, unverzüglich seine Pferde und Geschirr bereit zu machen und ihm auf den Berg zu folgen. Noch in selbiger Nacht verließen die Herrlein samt und sonders den Berg, nachdem sie ihn vorher mit einer Kette aus gefeitem Golde umzogen und für immer verschlossen hatten. Sie ließen sich im Zobtenberge nieder und mögen dort heute noch ihr Wesen im Verborgenen treiben. Dem Herzig aber füllten sie zum Danke seinen Wagen mit dürrer Laube. Doch dieser warf es auf dem Rückwege entrüstet wieder hinaus; aber zu seinem Glücke nicht alles; denn ein kleiner, zufällig zurückgebliebener Rest erwies sich nachher als von reinstem Golde. Herzig wurde dadurch zum reichen Manne und erbaute sich zum Wohnhause das sogenannte Herzigschlüssel, das noch heutigen Tages steht.

Richard Kühnau.

Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf.

Vor vielen Jahren lebte ein Mann in Schlegel, dem es sehr schlecht ging. Er hieß Zenker. Das Mißgeschick schrieben die Dorfbewohner seiner Gottlosigkeit zu. Endlich hatte er das dürftige Leben so arg satt, daß er hinauseilte auf den Wolfsberg und den Teufel rief. Als der Böse erschien, sagte Zenker: „Mir geht es schlecht, und Gott und die Menschen helfen mir nicht, deshalb komme ich zu dir. Willst du mir tausend Dukaten verschaffen und mir fünf Jahre ein freudvolles Dasein gewähren, so sollst du meine Seele haben, wenn ich bis dahin nicht zu Gott zurückkehre.“ „Gut, ich will deine Wünsche erfüllen. Deine Seele soll mir gehören, wenn du nach Ablauf der Frist den Weg von Schlegel bis zur Albendorfer Kirche nicht binnen einer Stunde zurücklegst.“ Der Teufel lachte grimmig. Er rißte den linken Arm des Zenker, tauchte eine Feder in das fließende Blut und ließ sich damit einen Vertrag unterschreiben. Zenker fand das verlangte Geld und lebte darauf in wilder Lust; denn es glückte ihm alles, was er angriff.

Endlich nahte aber die Stunde, in der er den Teufelslauf machen sollte, und er fühlte Angst und Bangigkeit. Pünktlich stand der Teufel bei ihm, und der Lauf begann. Zenker fühlte seine Knie schlottern. Da erinnerte er sich der gnadenbringenden Mutter Gottes zu Albendorf, von der er vieles gehört, bisher aber nichts geglaubt hatte. Er gelobte ihr, fromm zu werden und von dem Überflusse, den der Teufel ihm

gebracht hatte, die Kirche von Albendorf ausschmücken zu lassen, wenn er glücklich sein Ziel erreichte. Da war es ihm, als schwebte das Gnadenbild vor ihm, das sich in der Albendorfer Kirche in einem Glaskasten auf dem Hochaltare befindet. Seine ganze Besonnenheit kehrte zurück, und er eilte in wildem Laufe dahin. Als die verhängnisvolle Stunde verronnen war, schritt er eben die Stufen zur Kirche hinan, und die Macht des Teufels erreichte ihn nicht mehr. Dieser warf ihm aber wütend den zerrissenen Vertrag vor die Füße. Zenker dankte in der Wallfahrtskirche Gott für seine Rettung und wurde von der Stunde an ein frommer Mann, der bis an sein spätes Ende ein Wohltäter der Kirche und der armen Menschen blieb.

Richard Kühnau.

Gotsche Schöff und der Vogel Greif.

Als unter Herzog Bolko friedliche Hirten in den Tälern um die heutigen Städte Friedeberg und Greiffenberg wohnten, hauste der Vogel Greif im Walde auf einem gewaltigen Baume, der Maleiche, wo er sein Nest hatte. Er war so groß, daß er 20 Ellen von Flügelspitze zu Flügelspitze maß und Tiere bis zur Größe eines Ochsen davontrug, ja sogar an Menschen sich wagte. Meilenweit verbreitete er Schrecken unter der Bevölkerung, und Hungersnot trat ein, weil niemand wagte, sein Heim zu verlassen. Der Herzog bot große Summen für seine Erlegung, aber die Ritter konnten nichts gegen den Greifen ausrichten oder verloren gar ihr Leben. Da entschloß sich endlich der Landesfürst, seine eigene Tochter dem Sieger zu versprechen, um den Mut seiner Ritterschaft zu beflügeln. Nun wohnte in der Nähe des Kahlenberges und der Neuburg ein junger Schäfer, Gotsche Schöff, der hatte einst die Herzogstochter auf Burg Lähnhaus gesehen und glaubte, sie erwerben zu können. Er beobachtete den Vogel und merkte, daß er früh wegflog und gegen Sonnenuntergang zurückkehrte. Mit einer langen Stange und einem Beile machte er sich auf den Weg, nahm Brot auf einige Tage mit und entdeckte endlich nach längerem Umherstreifen die Maleiche, auf der der Greif sein Nest hatte. Er hörte das Geschrei der hungrigen jungen Greifen, als der große Vogel gegen Sonnenuntergang auf dem Gipfel der Eiche sich niederließ. Die Nacht brachte er unter dem Baume zu und wartete, bis der Greif am Morgen weggeflogen war. Dann sammelte er dürres Reisig zu einem großen Bündel, steckte dieses an die Stange, entzündete es und konnte nun das Nest erreichen und in Brand stecken. Die jungen Greifen fanden in den mächtigen Gluten ihren Tod, aber ihr Todesgeschrei hatte den alten Greif herbei-

gelockt. Mit seinen Flügeln suchte er den Brand zu ersticken, aber verfrachtet stürzte er zu Boden. Gotsche sprang heran, und indem er den wütenden Schnabelhieben des riesigen Tieres gewandt auswich, gelang es ihm, dem Ungeheuer mit seinem Beile mehrere tödliche Hiebe beizubringen, bis es entseelt unter dem Baume lag. Das erlegte Tier wird dann von starken Ochsen zu Tale geschleift unter großem Zusammenlaufe des Volkes, auch die drei Köpfe der verbrannten Jungen werden mitgenommen. In der Neuburg hielt gerade der Herzog Hof; Gotsche Schöff tritt vor ihn und meldet den Erfolg seines Abenteuers. Mit Wohlgefallen ruht des Herzogs Auge auf dem schmucken Schäfer, auch seiner Tochter Agneta gefällt er nicht übel. Aber die Ritter murren, daß ein Unadliger des Herzogs Tochter erhalten soll, der Herzog solle ihn mit Geld abfinden. Aber dieser fühlte sich durch sein Wort gebunden und fand den Ausweg, daß er Gotsche Schöff zum Ritter schlug und ihm die Neuburg zu eigen gab, die von nun an Greiffenstein genannt wurde. Damit er aber Land genug sein eigen nenne, um ein würdiger Eidam des Landesfürsten zu sein, befahl ihm dieser, er solle am nächsten Morgen noch einmal mit seiner Schafherde ausziehen, und alles Land solle ihm gehören, das er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang umtreiben werde. So erwarb sich Gotsche Schöff ein weites Gebiet am Fuße des Riesengebirges. Dann aber übte er sich in allen ritterlichen Waffentaten, zog in die weite Welt und gewann im Dienste des Kaisers großen Ruhm und den Grafenrang. Agneta hatte unterdes mit Sehnsucht auf ihn gewartet. Nach zwei Jahren wurde eben ihr Geburtstag mit einem glänzenden Turniere auf Burg Lähnhaus gefeiert. Da erschien ein fremder Ritter in schwarzem Harnisch ohne weitere Abzeichen als drei Greifenköpfe im Schilde, der kämpfte alle anderen Ritter nieder. Als er sich schließlich zu erkennen gab, war die Freude Agnetas und ihres Vaters über alle Maßen groß. Die Hochzeit wurde aufs prächtigste gefeiert, und Gotsche Schöff wurde der Gründer des berühmten schlesischen Geschlechts, des der Schaffgotsche. Sein Vater aber wollte zeitlebens ein Schäfer bleiben, ihm baute der Sohn eine große Schäferei dem Maiberge gegenüber.

Richard Kühnau.

Der Schweidnitzer Ratsherr und die Dohle.

Es lebte vor Zeiten ein Ratsherr zu Schweidnitz, der mehr das Geld liebte als Gott und eine Dohle abgerichtet hatte, durch eine ausgebrochene Glasscheibe des vergitterten Fensters in die seinem Hause

gerade gegenüber liegende Ratskammerei einzufliegen und ihm ein Stück Geld daraus zu holen. Das geschah jeden Abend, und sie brachte ihm eine der goldenen oder silbernen Münzen, die gerade von der Stadt Einkünften auf dem Tische lagen, mit ihrem Schnabel getragen. Die anderen Ratsbedienten gewahrten endlich die Verminderung des Schatzes, beschloßen, dem Diebe aufzulauern, und fanden bald, daß die Dohle nach Sonnenuntergang geflogen kam und ein Geldstück wegpickte. Sie zeichneten darauf einige Stücke und legten sie hin, und sie wurden von der Dohle nach und nach gleichfalls abgeholt. Nun saß der ganze Rat zusammen, man trug die Sache vor und wurde dahin schlüssig, falls man den Dieb herausbringen würde, so solle er oben auf den Kranz des hohen Rathhausturmes gesetzt und verurteilt werden, entweder oben zu verhungern oder bis auf den Erdboden herabzusteigen. Unterdessen wurde in des verdächtigen Rathsherrn Wohnung geschickt und nicht nur der fliegende Bote, sondern auch die gezeichneten Goldstücke gefunden. Der Missetäter bekannte sein Verbrechen und unterwarf sich willig dem Spruch, den man mit Rücksicht auf sein hohes Alter lindern wollte. Das gab er aber nicht zu, sondern stieg vor aller Augen mit Angst und Zittern auf den Kranz des Turmes. Beim Absteigen unterwärts kam er bald auf ein steinern Geländer, konnte weder vor noch hinter sich und mußte stehen bleiben. Zehn Tage und Nächte stand der alte, arme Greis da zur Schau, daß es einen erbarmte, ohne Speis und Trank, bis er endlich vor großem Hunger sein eigen Fleisch von den Händen und Armen abnagte und reu- und bußfertig durch solchen grausamen Tod sein Leben endigte.

Statt des Leichnams wurde in der Folge sein steinernes Bild nebst dem der Dohle auf jenes Turmgeländer gesetzt. 1642 wehte es ein Sturmwind herunter, aber der Kopf davon soll noch auf dem Rathaus vorhanden sein.

Richard Kühnau.

Des Hirten Verkündigung.

O Freude über Freude!
Ihr Nachbarn, kommt und hört,
was mir dort auf der Heide
für Wunder ward beschert.
Es kam ein weißer Engel
bei hoher Mitternacht,
der sang mir ein Gesäugel,
daß mir das Herze lacht.

Er sagte: „Freut euch alle!
Der Heiland ist gebor'n
zu Bethlehem im Stalle,
den hat er sich erkorn.
Die Krippe ist sein Bette,
geht hin nach Bethlehem!“
Und als er so geredet,
da flog er wieder heim.

Ich dacht': du darfst nicht säumen!
und ließ die Schafe stehn;
ich lief dort hinter den Zäunen
bis zu dem Stalle hin.
Ich war ein halb Gewende
noch fern, da kam ein Strahl,
der hatte gar kein Ende
und wies mich in den Stall.

Ich schlich mich auf die Seite,
ich guckt' ein wenig rein,
da sah ich ein paar Leute
und auch das Kind dabei:
es hatt' kein warmes Bettlein,
ein einzig Schüttlein Stroh,
und lag doch da so lieblich,
kein Maler träf' es so.

Ich glaub', im ganzen Lande
gibt's kein solch schönes Kind:
es lag in lauter Glanze;
man ward schier davon blind.
Ich dacht' in meinem Sinne,
das Kindlein ständ' dir an.
Wenn du dir's könnt'st gewinnen,
du wagst ein Lämmlein dran.

Aus dem schlesischen Christkindelspiel.

Die Weihnachtskrippe.

Viele Wochen vor Weihnachten sind die Knaben in eifriger Tätigkeit; denn als ein Hauptschmuck des Festes wird nach Landesbrauch das Krippe aufgestellt, Bilder der Krippe, in der das Kindlein liegt, mit Maria und Joseph, den heiligen drei Königen, den anbetenden Hirten mit ihren Schafen und darüber der glühende Stern und Engel, die auf einem Papierstreifen die Worte halten: „Gloria in excelsis“. Die Figuren kauften die Kleinen auf Bilderbogen, schnitten sie mit der Schere aus und klebten ein flaches Hölzlein mit Spitze dahinter, damit die Bilder in weicher Unterlage hafteten. Der heiligen Familie aber, dem Ochsen und Eseln wurde ein Papphaus mit offener Vorderseite verfertigt, auf dem Dache Strohhalme in Reihen befestigt, der Stern war von Glittergold. Das Waldmoos zu dem Teppiche, in den die Figuren gesteckt wurden, durften wir aus dem Stadtwalde holen. Dort hin zog an einem hellen Wintertage die Mutter mit den Kindern, begleitet von einem Manne, der auf einer Radber den Korb für das Moos fuhr. Es war zuweilen kalt, und die Schneekristalle hingen am Moose; aber mit heißem Sammeleifer wurden die Polster an den Waldrändern abgelöst und im Korbe geschichtet, daheim auf einem großen Tisch zusammengefügt und an zwei Ecken zu kleinen Bergen

erhöht. In der Mitte des Hintergrundes stand die Hütte, über ihr schwebte an feinem Drahte der Stern, auf den beiden Seiten hatten die Hirten und Herden mit den Engeln zu verweilen. Die ganze Figurenpracht wurde durch kleine Wachslichter erleuchtet, die am Weihnachtsabend zum erstenmal angesteckt wurden. Wenn die Lichter brannten und die Engel sich bei leichter Berührung wie lebendig bewegten, dann hatten die Kinder zum erstenmal das selige Gefühl, etwas Schönes fertig zu haben.

Gustav Freitag.

Neujahr.

Gekommen ist das neue Jahr,
wir bringen unsere Wünsche dar:
Dem Herrn einen goldnen Tisch,
an jeder Ecke einen gebratenen Fisch,
mitten drauf ein Gläschen Wein,
daß er kann essen und trinken und fröhlich sein.
Ich wünsch' der Frau eine goldne Kron',
im neuen Jahr einen jungen Sohn.
Ich wünsch' dem Sohn ein gesattelt Pferd,
daß er kann reiten früh und spät.
Ich steh auf einem breiten Stein,
der Weg soll heut noch weiter sein.
Ich hör' den Herrn mit dem Schlüssel klingen,
er wird mir wohl einen Taler bringen.

Nach Erich Weiland.

Das Rotkehlchen.

In jeder richtigen Bauernstube gibt es Schaben. Die wohnen an dem großen Ofen. Mit Insektenpulver ließen wir uns nicht ein. Da hätte der Hund oder die Katze daran lecken können, oder die kleine Bertha konnte denken, das sei Kuchenstreusel. Wir fingen im Herbst mittels eines Vogelkastens ein Rotkehlchen. Der Großvater sagte: „Das ist vernünftig; denn erstens macht es Spaß, zweitens braucht es im Winter nicht zu frieren und zu hungern, und drittens frist es die Schwaben.“ Hierzu muß bemerkt werden, daß in Schlesien die Schaben „Schwaben“ heißen. Wahrscheinlich heißen in Schwaben die Schaben „Schlesinger“. Es wäre nicht mehr als recht und billig.

Wenn wir nun das Rotkehlchen im Kasten hatten, trugen wir es

sorgsam nach Hause. Unterwegs redeten wir dem verängstigten Tierchen gut zu: „Fürcht dich nicht! Sollst es gut haben, fast so gut wie unser Hund!“ „Und,“ sagte ich, „die Katze mache ich morgen tot.“

Da zwinkerte der Großvater das Rotkehlchen an und sagte: „Schwindel! Laß dir nichts vorreden!“

Dann ließen wir das Rotkehlchen in der großen Bauernstube, die sechs Fenster hatte, fliegen. Es wurde bald so zahm, daß es auf den Tisch kam und sich sein Teil wegholte. Alle paßten auf die Katze auf. Der Hund war ein so dummguter Kerl, daß ihm das Rotkehlchen auf den Kopf flog und ihn ins Ohr pickte. Höchstens daß er mal leise brummte: „Laß das! Es zwickt mich!“ Aber das Rotkehlchen ließ es nicht. Da ließ sich der Hund zwicken. Das Rotkehlchen flog wie ein kleines rotbrüstiges Wunder den ganzen langen Winter durch unsere Stube. Manchmal sahen wir drei, das Rotkehlchen und ich und der Hund, traurig durch die Eisblumen zum Fenster hinaus und wünschten, daß es Sommer würde. Aber gleich darauf waren wir alle wieder lustig.

Das ging so bis zum St. Georgstag, dem 23. April. An diesem Tage ist für die schlesischen Bauern der Winter aus. Ich erhielt dann stets vom Großvater die Erlaubnis, nach Belieben barfuß zu gehen, und an diesem Tage wurde das Rotkehlchen entlassen. Ich trennte mich mit großem Schmerze von dem lieben Tierchen. Dem Hunde war's gleich. Traurig sagte ich zum Großvater: „Die Schwaben sind zwar weg, aber sie haben doch in die Risse hinter dem Ofen Eier gelegt. Da werden wieder Kleine! Vielleicht eine Million!“

„Zwei Millionen,“ sagte der Großvater; „aber wenn ich dich jetzt den ganzen Sommer über einsperrte und du solltest von zwei Millionen eben ausgekrochener Schwaben leben, da würdest du abmagern.“ „Es war diesmal ein so tüchtiges Rotkehlchen,“ sagte ich noch. Aber auch das nützte nichts.

Da ließen wir's dann fliegen, und ich rannte hinterher und fand es nicht mehr und setzte mich ins junge Frühlingsgras und weinte ein wenig um den verschwundenen Freund. Der aber war im Freien, im Grünen.

Paul Keller.

Was der Dreschflegel spricht.

Der einzelne Flegel klagt: 's steckt, 's steckt! (Das Korn steckt fest.)

Wenn zwei dreschen: halft och, halft och!

Unter dreien: Deck's Bett uf, deck's Bett uf!

oder: Koch Äppel, Koch Äppel!

Der vierte Flegel mahnt ans Frühstück: Schmermeßsuppe kocht im
Tuppe.

Der fünfte Flegel schimpft: Hol's doch der Kuckuck, hol's doch der
Kuckuck!

oder: Es wackelt der Kleppel, es wackelt der Kleppel.

Wenn sechs dreschen, klingt es: Bind der Moïd de Schürz' ab, bind der
Moïd de Schürz' ab!

oder: Koch Fleesch und Kließla zu, Koch Fleesch und Kließla zu!

Endlich, wenn acht dreschen: Der Kackenkopp, der steckt im Topp,
er ist gekocht und schmeckt nicht gutt!

Nach Paul Drechsler.

Lied eines schlesischen Hüttejungen.

O, Wehd'¹, o! Wehd', o!

Z'r Johr bi 'ch ni meh do!

D'r Bauer schleet mich immer;

die Frau is noch viel schlimmer:

die Kase macht sie kleeen,

die Butter ißt se goar alleen,

die Milch, die macht se himmelbloa²;

ich bleib' auch keen Stund' mi doa!

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Aus der Jugend eines schlesischen Dorfjungen.

Ich „diente“ „beim Krain-Pauer“. Es war ja am Ende kein schlimmer Dienst, aber ich verdiente mir schon mein Abendbrot. Wir hüteten das Vieh. O du wunderselige Zeit! Ich trieb mit Krain Richard unser Vieh, es waren an zehn Stück, weit hinaus auf die Nesselwiesen, die vom Buchberge hinabliefen. Dann lagen wir im Grase. Wir warteten. Dann klang's weit vom jenseitigen Abhang herüber. Drüben war ein anderer. Er sang: „Kiehla, weede doo — weede doo, weed' doo!“ Und wir hielten die Hände an den Mund und sangen's zurück, in einer so verwunschen schönen, halb schmerzhaften Tonfärbung: „Kiehla, weede doo, weede doo, weed' doo!“ Kain und Abels Opferwerk wurde in uns lebendig, wenn wir um die Vesperstunde unsere Kartoffelfeuer anbrannten. Wen wird er erhören? Wessen Rauch stieg zum Himmel? Wir waren jeder einmal Abel und Kain. Aber erschlagen haben wir

¹ Weide. ² dünn.

uns nicht. Wenn wir am Abend mit den Knechten und Mägden und den Bauersleuten am Tisch vor den dampfenden Kartoffeln saßen, waren wir am reichsten.

Freilich, alle Wunder des Lebens wurden uns erst lebendig, wenn wir mit der Mutter „zum Lichten“ gehen durften. Früher waren die Lichtabende Arbeitsabende. Die Mutter erzählte alle Lichtabende davon, wie es einst war. Die Mutter ist noch mit dem Spinnrocken gegangen. Das Spinnrädchen steht noch heut in der Wohnstube. Ob's freilich wahr war, daß der alte Vater Mehwald noch den Kienspan gespalten hat, das weiß ich nicht. Die Mutter will noch beim Kienspanlicht gesponnen haben. Da saßen dann die jungen Mädchen alle um die brennende Kienspannpule und spannen. Dann brachte die Bäuerin die „Neße“ zum Fingerneßen, meist Backobst und andere Dinge. Wurde fleißig gesponnen, so durften Gruselgeschichten erzählt werden. Dann klopfte es an die Scheiben. Immer lauter und eindringlicher. Die jungen Burschen waren da. So erzählte es die Mutter. Und in unseren Dörfern werden nun von Zeit zu Zeit Spinnabende veranstaltet, um immer daran zu erinnern.

Unsere „Lichtenabende“ waren viel freundlicher. Nur unsere Mütter stopften und stichelten. Wir saßen dabei und ließen uns alle Unheimlichkeiten und gruseligen Geschichten erzählen. Wir glaubten an keine Geister. Wir erlebten sie. Sie waren da. Wie unter unseren Füßen tief in der Erde die Menschen gruben und hämmerten, so liefen auch Geister unter uns, die uns auf jedem Wege begleiteten. Wir sahen es ja an Vater und Mutter. Sie hatten ihre geheimen Zeichen. Es war etwas daran. Und obwohl sie alle am Sonntag im nahen Kirchdorfe ihren Besuch beim lieben Gott besorgten, daheim hatten sie andere Götter. Es gab wohl keine Hantierung, die nicht mit einem geheimen Sprüchlein begonnen wurde. Und wenn ich von den geheimen Segenssprüchlein erzählen wollte, die eine schlesische Hausfrau weiß, würde ich mein Mütterlein böse machen.

Einmal rächten wir uns an den Unruhen, die uns die Geister im ganzen Jahre bereiteten. Das war am Martinitage, an unserem geliebten „Märten“. Da wurden wir selber zu Kobolden und Gnomen.

Lange schon vorher im späten Oktober wurde getuschelt, verheimelt und vorbereitet. Kam dann der 10. November heran, so war um die achte Abendstunde kein Mädchen oder Junge, der über zehn Jahr hinaus war, daheim. Am Gasthause zur „Gebirgsbahn“ hinter dem Teiche nur war's lebendig. Was gab es da für Gestalten! Wir Jungen staken

alle in unheimlich weiten Pelzen und Mänteln. Schwer wuchsteten wir in Vaters Stiefeln einher. Stroh wurde zum Ausfüllen genommen. Meist hatten wir noch einen mächtigen Buckel. Die Gesichter waren von Kohle pechschwarz. Lange Flachsbarthe hingen uns herab. In der linken Hand trugen wir die Märten-Laterne, in der rechten die „Schmeckuster-Rute“. Die Märten-Laterne war aus einem ausgehöhlten Kürbis entstanden, oder eine Zigarrenkiste wurde ausgesägt und mit buntem Papier beklebt. Auf ein gegebenes Zeichen zogen wir los und huschten still bis zur Schule. Leise wurde die Tür aufgeklinkt. Dann brach ein ohrenbetäubendes „Mäh — mäh“ los, und wir polterten über die Stiegen. Ehe meinem Vater ein riesiges Martinihorn überreicht wurde, bekam er von jedem als „Abschlag“ einen leichten Schlag auf den Rücken. Er suchte nach uns. „Stolz“ waren wir, wenn er keinen erkannte. Dann ging's ins Dorf. Von Haus zu Haus kam zu den kleinen Kindern der „Märten-Moan“ und wütete und schimpfte.

Wenn wir längst schliefen, ging der Märten noch um. Burschen und Mädchen zogen nach uns die Dorfstraße hinauf.

Um Weihnachten ging der „Ahle Juseph“. Wenn er hereinkam, schrie und prustete er:

„Plietsch, plantsch, Gladerwisch,
drauſa is mersſch goar zu friſch,
War mich ei de Stube packa,
War a Kindern vertreib a doas Lacha,
War se sacka ei a Saack,
War se reiba zu Schnupptobak!“

Und dann das ganze Jahr hindurch die heimlichen Feste, die nur der Schlesier kennt. Am Lätare das „Sommerſingen“. Wie sind wir da von Haus zu Haus gegangen und haben gesungen! Wenn ich sie doch alle hersagen dürfte, die wundersamen Verse:

„Rute Ruſe, rute Ruſe,
Bliehn uf eenem Stengel.
Der Harr is schien, der Harr is schien,
die Groo is wie a Engel.“

oder einer jungen Frau:

„De Schulzen gieht eim Hause rim,
Se hot an schiene Scharze im,
Mit näm seidna Bande,
Se is de Schienst' eim Lande.“

Ich kann sie noch alle. Am Gründonnerstag zogen wir mit einem grünen Bäumchen umher und riefen in jedes Haus: „Sein Se gebata im a griena Durnschtig.“ Und wir bekamen ihn wie am Sommersonntage. Ein Säcklein voll Butterbegel war die Ernte.

Hans Christoph Kaergel.

Sommerlieder.

Was tragen wir, was tragen wir?
Den lebendigen Tod begraben wir.
Wir begraben ihn unter die Eiche,
daß er von uns weiche.
Der Wirt, der ist ein braver Mann,
er läßt den Tod zum Dorf raustran.
Wir begraben ihn unter die Tanne,
daß scheint die liebe Sonne.

Sommer, Sommer, Sommer!
Ich bin ein kleiner Pommer,
ich bin ein kleiner König;
gebt mir nicht zu wenig!
Kleine Fische, kleine,
schwimmen in dem Teiche;
rote Rosen, rote,
blühen auf einem Stengel. —
Der Herr ist schön, der Herr ist
schön,

die Frau ist wie ein Engel.
Sie geht in ihrem Haus herum
und hat eine neue Schürze um
mit einem seidnen Bande.
Sie ist die Schönste im Lande.
Der Herr, der hat eine hohe Mütze,
er hat sie voll Dukaten sitzen.
Er wird sich wohl bedenken
und wird mir etwas schenken.

Kinderpfingsten.

Ursel Neugebauer war sehr aufgeregt, so aufgeregt wie seit Weihnachten nicht mehr, als sie voll Ungeduld auf das ersehnte Klingelzeichen harnte. Habt ihr aber auch schon einmal ein Pfingstfest mitgemacht, wie es die Kinder von St. Georgenberg bei Jauer alljährlich feiern? Lodernde Pfingstfeuer hatten von den Bergen herab den Leuten in der schlesischen Ebene verkündet, daß auch dort droben, wo der Winter nur langsam und grollend weicht, Pfingstsonne und Pfingstfreude eingezogen waren. Der Rauch sollte die schlimmen Geister und die bösen Hergen scheuchen, daß Saat und Vieh keinen Schaden litten. Und dann war der glatte Maibaum aufgerichtet worden, dessen bunte Bänder so

lustig im Winde flatterten. Wer von den jungen Burschen würde sich diesmal den Preis hoch oben holen? —

Als Ursel am Pfingstsonntag aufwachte, da war die blankgescheuerte Stubendiele über und über mit Kalmus bestreut, und vor der Haustür wiegten sich rechts und links zwei zartgrüne Birken im linden Frühlingswinde und waren anzuschauen wie zwei schmutzige kleine Jungfräulein. Nachbar Senffarts Haus war ebenso geschmückt. Senffarts Heinrich, festlich gekleidet wie Ursel, kam jetzt zu ihr herüber und sah sie bewundernd an: „Du hast dich aber mächtig fein gemacht, Ursel. Morgen tanzen wir doch zusammen, nicht?“ Und das Mädchen nickte froh; denn der frische, muntere Heinrich war ihr liebster Spielgefährte. Die Mutter kam mit dem Gebetbuch heraus, und nun wanderte sie mit der Tochter in den Festgottesdienst. Die Kirche hatte sich in einen lichten Frühlingswald verwandelt. Junge Birkenbäumchen säumten den Altar und die Bänke, und die Sonne lugte neugierig durch die Fenster hinein, und die Bäumchen funkelten und strahlten, als trüge jedes tausend Lichtlein. Auch der Sonntag ging vorüber, und nun war endlich der ersuchte Pfingstmontag da. Nun kam das Schönste. Festlich gekleidet zogen heute die Kinder mit Vater und Mutter und Lehrer und Verwandten hinaus auf den blumigen Anger. Die Mädchen trugen Maienkränze im Haar, die Knaben hatten Blumensträußchen an die Sonntagsanzüge angesteckt. Der Festplatz war bereits hergerichtet. Blumengewinde schlangen sich von Pfahl zu Pfahl und grenzten einen freien runden Platz ab. In der Mitte war ein stärkerer Pfosten eingerammt, über den ein Topf gestülpt war. Buchsbaumzweige, Pfingstrosen und andere Blumen umwanden das irdene Gefäß. Die Knaben und Mädchen hatten sich die Hände gegeben und tanzten taktmäßig um den freien Platz. Dann trat als erster Heinrich Senffart aus der Reihe heraus und schritt in den abgegrenzten Raum hinein. Die andern aber tanzten draußen um ihn herum und sangen:

Grünes Laub, grünes Laub unter meinen Füßen,
ich hab' verloren mein feines Lieb,
ich hab' mir's suchen müssen
hier und dort und anderswo unter diesen allen.
Die ich mir jetzt nehmen soll,
tut mir wohlgefallen.

Kaum hatten sie ausgesungen, da sprang Heinrich rasch auf Ursel zu und zog sie in den Blumenkreis hinein, und nun mußte sie, ganz

allein, vor allen Herumstehenden mit ihm tanzen. Und die beiden Kinder, die sich zierlich an der Hand gefaßt hatten, tanzten so hübsch und fein, daß alle Zuschauer ihre Freude daran hatten. Die andern Kinder aber sangen:

Es gibt gar schöne Leute hier.
Ei ja freilich, wer ich bin, der bleib' ich,
ich bleibe, wer ich bin.
Leb wohl, mein schönes Kind!

Und schon hatte Heinrich seine Tänzerin losgelassen, und beide traten zurück in den Kreis. Als Jorg Liebig drankam, der dicke Sohn des Gastwirts, da lachte alles hell auf; denn er tanzte plump wie ein Bär, und niemand mochte den Dicken wegen seiner Grobthei recht leiden. Seine kleine Partnerin war froh, als sie endlich von ihm loskam und wieder unter die andern treten konnte. Als alle drangewesen waren, wurde der Topf ausgeklopft. Mit verbundenen Augen und einem Stecken in der Hand gingen die Knaben in den Kreis. Jeder hatte drei Schläge, doch keiner traf den Topf. Der ungeschickte Jorg stolperte gar über den Pfahl und schlug die Länge lang hin. Um Spott brauchte er nicht zu sorgen, als er wütend das Tuch von den Augen riß und davonschoß. Nun trat Heinrich in den Kreis. Er hatte beim Drehen die Richtung nicht verloren und pfiffig schon vorher die Zahl der Schritte berechnet. Zweimal ging trotzdem auch sein Schlag daneben. Ursel hielt den Atem an. Das dritte Mal aber traf er so gut, daß der Topf in tausend Stücke sprang. Die Kinder klatschten in die Hände und jubelten, am meisten Ursel. Nun war Heinrich Pfingstkönig und sie Pfingstkönigin; denn mit ihr hatte er ja vorher getanzt. Dann setzte man sich vergnügt zu Kaffee und Kuchen nieder an den Tischen, die seitlich im Freien aufgeschlagen waren. Obenan an der Tafel saßen als die Helden des Tages Heinrich und Ursel. Als die Sonne nur noch mit einem halben Auge schräg über die Berge schielte, da zogen die Kinder, die nach all ihrem Spiel, nach Sackhopsen, Plumpsack, Drittenabschlagen, müde geworden waren, heim. Unterwegs fühlte Heinrich immer wieder nach dem schönen neuen Taschenmesser, das er als Pfingstkönig gewonnen hatte; und seine Pfingstkönigin trug stolz ihr Geschenk, ein zierliches Spizentaschentuch, allen zur Schau in der Hand. — Ja, es war ein schönes Fest, und die Kinder erzählten sich noch viele Tage davon in der Schule. Nur der Jorg Liebig mochte nichts davon hören. Aber ihr hätten wohl auch dabei sein mögen.

W. D o h n.

Scherz und Ernst.

Am ersten April schickt man die Narren, wohin man will.
Schickt man sie weit, so werden sie nie gescheit;
schickt man sie nah, so sind sie gleich wieder da.

*

Dreiza, vörza Schneider, die wieja fufza Pfond,
On wenn se doas ne wieja, do senn se nich gesond.

*

Wenn olle Tage Karmis wär, wu nähm ma do a Hunger här?

*

Früh auf, spät nieder bringt verlorne Güter wieder.

*

Salz und Brut macht Wanga rut, Quoark alleene macht mide Beene.

*

Aus einem Tunichts wird oft ein Taugenichts.

Wer spricht's nach?

Hier ist der Schlüssel zu dem Garten, in dem drei schöne Mädchen warten. Die erste heißt Bibiabinka oder Ziep; die zweite Nomibibibinka oder Ziepzieriepziep. Die dritte Zenkonomiabibibinka oder Ziepzieriepzieriepziep. Da nahm Bibiabinka oder Ziep einen Stein und warf die Nomibibibinka oder Ziepzieriepziep an das Bein, daß die Zenkonomiabibibinka oder Ziepzieriepzieriepziep hinkte.

Lügenlied.

In Hamburg war ein großes Getümmel,
da flogen sechs Ochsen gebraten zum Himmel;

man sah sie schon fliegen von ferne.
Ein Schwabe, der kam und dachte sogleich,
es wären Kometen und Sterne.

In Hamburg war ein großer Hahn,
der hatte entsetzlichen Schaden getan.
Er zertrat eine steinerne Brücke.
Eine Mücke flog ein Schilderhaus um.
War das nicht ein großes Unglücke?

In Hamburg war ein großer Lärm,
da zogen zwölf Ochsen ein Mückengedärm;
sie schwiigten wie gebadete Schweine.
Man spannte sogleich einen Floh davor,
der zog den Krempel alleine.

Ein Schneider und eine rüstige Laus,
die forderten sich zum Zweikampf heraus.
Der Schneider, der mocht' es nicht wagen.
Er ließ sich von der rüstigen Laus
den Buckel gehörig vollschlagen.

Ein Amboß und ein Mühlenstein,
die schwammen bei Spandau über den Rhein;
sie schwammen ganz langsam und leise.
Ein Frosch, der kam und schnappte sie weg
und schwamm mit ihnen unter dem Eise.

Sodann sich noch berichten läßt:
Es saß ein Ochs im Schwalbennest
mit siebzig jungen Ziegen.
Und hätt' ich es nicht selbst gesehen,
So dächt' ich, es sind Lügen.

Nun sag' ich euch noch eines bloß:
In Hamburg sind die Flöth so groß
wie hier zu Land' die Ziegen.
Und wenn ihr's auch nicht glauben wollt,
ich kann gewiß nicht lügen!

Mitgeteilt von Wilhelm Patzkowsky.

Abzählverse.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, Petrus, Paulus hat geschrieben einen Brief nach Paris, ob der Kaffee fertig ist. Nein, mein Kind, du mußt noch warten; geh ein Weilchen in den Garten. Es schlägt eins, es schlägt zwei, da muß ich in der Schule sein. Komm' ich nicht zur rechten Zeit, liegt der Stock für mich bereit. Ja, ja u — aus bist du!

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
komm, wir wollen Kegel schieben,
Kegel rum, Kegel num,
bitsche, batsche, bum, bum, bum.
Und des Schneiders Frau, die
Grete,

saß auf einem Baum und nähte,
hängt die beiden Beine rab,
und das eine Bein fiel ab.
Kommt der Schneider Zappelmann,
näht das Bein ihr wieder an.
Kommt der Schneider Alexander,
reißt das Bein ihr auseinander.
Eins, zwei, drei, du bist frei.

Enige, denige, dittchen, dattchen,
zwieberde, bieberde, bohneknäthen,
zwierberde, bieberde, buff,
Peter, schlage druff,
Peter, schlage drein,
ich oder du mußt's sein!

1, 2, 3, 4,
's stand a Mannla ei der Tier,
hot a spitzig Hittla uffs
und an guldne Sader druffa;
schlug die Trummel hinda naus.
Pinka, panku, du bist aus!

Rätsel.

1. Ich muß den ganzen Tag spazieren und ebenso die Nacht marschieren. Ruh ich nur einen Augenblick, dann stößt mein Herr mich ins Genick?
2. Loth bei Loth, und hält doch?
3. S'ist drinnen nicht und draußen nicht, es trünt und hat kein Angesicht?
4. Es geht auf dem Kopfe und wird vom Herrn getreten?
5. Ein Tal voll, ein ganzes Land voll, und doch keine Hand voll?
6. Ein Müller ging in eine Mühle, die vier Winkel hatte. In jedem Winkel stand ein Sack. Auf jedem Sack saßen vier alte Katzen. Wieviel Füße waren in der Mühle?

Wie der Schlesiener spricht.

Im Laufe des Mittelalters strömten etwa 200 000 deutsche Einwanderer nach Schlesien. Sie haben hier gegen 1500 neue deutsche Dörfer



gegründet. Ein kleiner Teil der Siedler stammte von der deutschen Nordseeküste. Die Mehrzahl aber kam aus dem Gebiete der Franken am Main, aus Thüringen und aus Sachsen. So entstand in Schlesien eine neue Stammesmundart, die sich in den einzelnen Gegenden verschieden entwickelte. Die Schlesiener des Gebirges sprechen anders als die der Ebene. Aber auch in den einzelnen Gebirgen ist die Sprache wieder verschieden, ebenso wie in den einzelnen Gebieten der Ebene. Sprottau, Glogau, Grünberg, so nahe die Orte auch liegen, ihre Sprache klingt nicht gleich. Die Gebirgsschlesiener machen aus der Verkleinerungsilbe -lein ein la, aus der Endung -en ein a. Ein Töpflein wird bei ihnen zu einem Tippla, das Wort essen zu assa. Die Schlesiener der Ebene im Norden lieben die breiten Laute: der Tisch ist hier ein Taisch oder Tesh, die Stube eine Staube oder Stöbe. Der schlesische Dichter Robert Köhler sagt: „Man foppt den Gebirgsbewohner gern mit dem Satze: „Alte Nägel halten nicht, neue Nägel halten auch nicht“ folgendermaßen: „Ala Nala hala nee, neua Nala hala a nee“, obgleich er nicht genau so spricht. Den Bewohner des schlesischen Niederlandes aber fragt man wohl im Scherze: „Geiste meite eiber de Auder? (Gehst du mit über die Oder?) Oder auch: „Dau, was haut's denn dau? Mau? — Mau! Nu dau, dau, litter Mau!“ (Du, was hat's denn da? Mohn? — Mohn! Nun da, da, lauter Mohn!).

Der Satz: „Ich hatte den Braten schon gerochen“ würde im Städter-Gemeinschlesisch, wie es Holtei schreibt, lauten: „Ich hot a Braten schon gerochen“. Im schlesischen Niederlande hieße es: „Eich hott a Brauten schau gerochen“, und der Gebirgler würde sagen: „Ich hott a Brota schunt gerucha.“

Während das städtische Gemeinschlesisch also nur wenig vom Hochdeutschen verschieden ist, treten beim Niederländischen die Doppellaute ei und au, bei der Gebirgsmundart die vielen a in den Vordergrund.“

Mehr wie Zwölfe.

Zu amm Jöngla sprach a Fremd'r:

„Wieviel ist es an der Zeit?“

On dos Jöngla sat vertraulich:

„'s is vo Zwölfa nemme weit“ —

„Noch nicht Zwölfe?“ sprach d'r Fremde,

Dachte, daß viel mehr es wär!“

„Nee“, meent's Jöngla, „mehr wie Zwölfe!“

Nee, bei ons, do werdt's ne mehr!“ Wilhelm Oehl.

Bruder Malcher.

Malcher wullt a Reiter sein, a hatte keene Mütze.
Do nahm de Mutter a Ufatop
und setzt'n Malchern uf a Kop.
Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hatte keene Spörner.
Do nahm de Mutter de Ziegahörner
und macht se Malchern a statt Spörner.
Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hatte keene Flinte.
Do nahm de Mutter de Ufakrücke
und bund se Malchern uf a Rücke.
Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hatte keene Stiefeln.
Do bracht' de Mutter die Kanna raus
und macht dam Malcher Stiefeln draus.
Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hatte keenen Sabel.
Do nahm de Mutter 's Kübelscheit
und band's dam Malcher a die Seit'.
Reit, Malcher, reit!

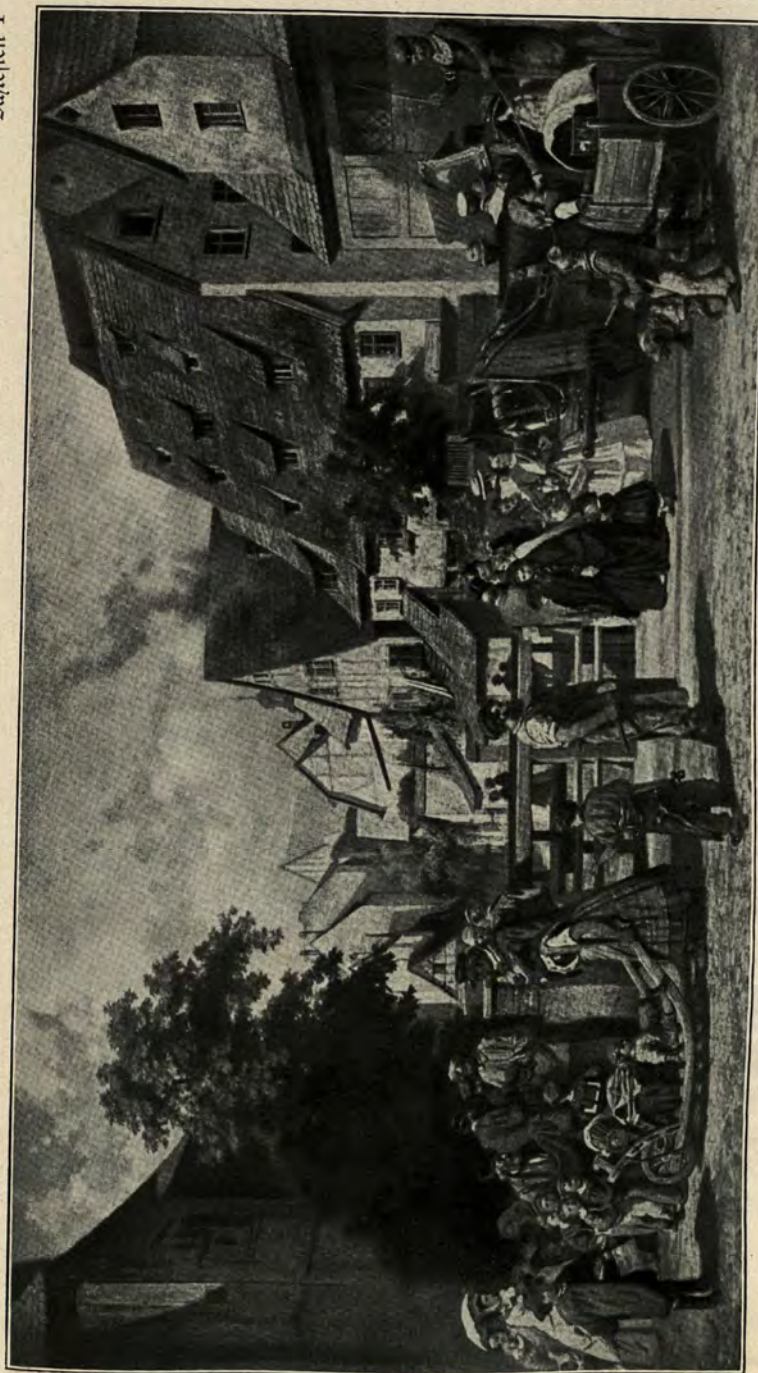
Malcher wullt a Reiter sein, a hatte o kee Pford.
Do nahm de Mutter die rute Kuh
und setzt a Malcher uba druf.
Reit, Malcher, reit!

Schles. Volkslied.

Sonderbare schlesische Ortsnamen.

Unser liebes Schlesierland mit seinen ragenden Bergen und rauschenden Wäldern, mit seinen reichen Ackerfluren ist, wie jedes Schulkind weiß, eine der schönsten Provinzen des Freistaates Preußen. Wer aber von dem an der munteren Lausitzer Neiße gelegenen Städtchen Rothenburg ein halbes Stündchen nach Süden wandert, der befindet sich auf einmal in „Algier“. Wir sehen uns verwundert um nach Arabern

Schlesien I



Deutscher Markt

Original im Schlesischen Museum der bildenden Künste, Breslau

A. Dreßler, Der Seitenbeutel in Breslau

und Türken, nach Kamelen und Dromedaren und Palmenhainen — umsonst! Wackere schlesische Bauern pflügen hier ihr Feld mit Pferd und Rind. Und doch heißt ihre Kolonie „Algier“. Ein humorvoller Briefträger soll es gewesen sein, dem diese Siedlung ihren eigentümlichen Namen verdankt. Wenn er sich mit seiner Postbestellung nach dem abgelegenen, waldumschlossenen kleinen Wohnwinkel aufmachte, sagte er immer im Scherze: „Jetzt gehe ich nach Algier“. Wahrscheinlich bedeutete für ihn Algier das Ende der Welt. Und diese Bezeichnung blieb an der Siedlung haften. Wenn gar ein Schlesier nach Amerika auswandern will, hat er es ganz bequem, zumal wenn er in Oppeln zu Hause ist. Da langt er einfach den Hut vom Nagel, greift zum Stock, macht einen Nachmittagsspaziergang, und schon ist er in „Amerika“, ohne doch mit einem Fuße aus Schlesien herausgekommen zu sein. Unser schlesisches „Amerika“ ist nämlich eine Siedlung des Dorfes Groß-Döbern. Die ehemaligen Besitzer des wenig ertragreichen Bodens jener Gegend verloren gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihr Geld und wanderten nach dem wirklichen Amerika aus. Kleine Leute ließen sich nun auf dem verlassenen Gelände nieder, und ihr Wohnort hieß in Erinnerung an jene Auswanderer „Amerika“. Ganz gelehrt scheinen die Kinder in einer winzigen Kolonie zu sein, die im Kreise Goldberg-Hannau liegt und die den Namen „Abc“ führt. Was müssen die Kinder wissen, wenn sie schon im „Abc“ geboren werden! Drei Häuschen nur zählt die Siedlung, und so hat man sie nach den Anfangsbuchstaben des Alphabets genannt. Um so schmälicher fällt dagegen eine Kolonie bei Hirschberg ab, die man „Affenberg“ getauft hat. Und doch ist der Ursprung des Namens wohl sehr harmlos: man war dort eben „af'm Berge“! Wenig geheuer muß es in den „Sieben Spitzbubenhäusern“ bei dem Dorfe Scheibe zwischen Wartha und Glaz sein. Die Sage geht, daß die armen Bewohner dieser Kolonie wohl ab und zu einmal in Zeiten der Not von den Feldern des benachbarten Gutes ernteten. Und so blieb denn der anzügliche Name an ihrer Siedlung hängen. Im Kreise Goldberg-Hannau finden wir ein Dorf mit dem sonderbaren Namen „Armenruh“. Hier hauste einst im tiefen Walde ein Bruder Klausner, den die heilige Hedwig oft besuchte und dem sie viel Gutes erwies. Das lockte viele Arme aus der Umgegend an, die von der frommen Herzogin auch milde Gabe erhofften. Da sie nun aber mitunter tagelang auf ihre Ankunft warten mußten, bauten sie sich Laubhütten, um darin zu nächtigen. Manche siedelten sich dann auch dauernd dort an, und dem neuen Orte blieb der Name Armenruh.



Wie lockend und einladend klingt dagegen der Name des Dorfes „Schweinebraten“ bei Strehlen! Jeder echte Schlesier sieht da im Geiste gleich den gedeckten Tisch mit dem leckeren Schwärtebraten, mit Klößen und Sauerkraut vor sich. Und doch bedeutet der Name ganz nüchtern „Schweinfurt“. „Swinbrod“ hieß er ehemals bei den Polen. Brod ist aber die Furt. Die deutschen Ansiedler nun haben aus dem ihnen fremden „brod“ einfach ein deutsches „Braten“ gemacht. Jetzt erst konnten sie sich dabei etwas denken. Noch viele andere merkwürdige Orte gibt es in unserem lieben Schlesien. So führt uns die Siedlung „Adam und Eva“ bei Oppeln mitten ins Paradies, die Kolonie „Bethlehem“ bei Landeshut an die Geburtsstätte des Heilands, und eine kleine Niederlassung bei Weißstein im Waldenburger Bergland heißt gar „Neu-Heiland“. Bei Srenstätt gibt es ein Örtchen „Mäusewinkel“, bei Breslau ein Dorf „Drachenbrunn“, ein „Himmeltal“ bei Groß-Wartenberg. Aber alle herzählen kann ich nicht. Wer weiß, was für eigenartige Ursachen oder was für Schalksnarren das gewesen sind, die unseren braven schlesischen Orten solch merkwürdige Namen angehängt haben! So sonderbar wie uns ein „Amerika“ in Deutschland vorkommt, so sonderbar mag es einem Amerikaner sein, wenn er in seinem Vaterlande auf einmal auf ein „Breslau“ stößt. Gibt es doch in Nordamerika nicht weniger als drei Orte, die stolz den Namen von Schlesiens Hauptstadt tragen. Ein Breslau liegt in Kanada, eins im Staate Newyork und eins im Staate Texas. So treu hängen Schlesier auch jenseits des Weltmeeres an ihrer alten Heimat.

W. D o h n.

Was hat es zu bedeuten?

Stehen deine Vorderzähne weit auseinander, so wirst du weit in der Welt herumkommen. Ein altes Hufeisen bringt dir Glück. Ebenso ein vierblättriges Kleeblatt, das du findest. Wehe, wenn dir ein Hase oder eine schwarze Katze über den Weg läuft! Dann spucke sofort dreimal aus, und das Unglück geht vorüber. So oft du den Kuckuck rufen hörst, soviel Jahre wirst du noch leben, und wenn du bei seinem Rufe dein Geld im Beutel schüttelst, wird es dir im ganzen Jahre nicht daran fehlen. Hüte dich, Salz zu verschütten oder die Schuh auf den Tisch zu stellen! Das bringt Ärger. Wenn du frühmorgens vor dem Frühstück dreimal niest, erwartet dich am Tage noch ein Geschenk — oder Schelte. Fällt dir aber eine Wimper aus, so lege sie auf den Rücken deiner Hand und blase sie weg! Da kannst du dir wünschen, was du willst, und alles geht in Erfüllung.

W. D o h n.

Die Oder.

Die Oder ist unter den deutschen Flüssen wie ein Bauernweib unter Reichen und Edlen. Sie ist nicht so reich wie die Elbe, nicht so zierlich wie die Weser, nicht so königlich wie der Rhein, nicht so machtvoll wie die Donau. Die Oder ist ein Bauernweib. Kalk und Kohlenstaub liegt auf ihrem Kleide von Jugend an. Mit rüstigen Händen schleppt sie Güter aller Art in den Hausstand. Breit und behäbig schreitet sie durch den mühereichen Tag; manchmal, zur Abendzeit, summt sie zwischen Eichen- und Erlenbüschen ein einförmiges Lied. In der Nacht steckt sie einsame Lichter an, Laternen auf langsam dahinschleichenden Flößen, Feuerchen für schweigsame Schiffer, die daran ihre Suppe wärmen. Einmal, wie wohl jedes Bauernweib, kommt die Oder auch nach der Hauptstadt, nach Breslau. Dort hört sie die Domglocken klingen und nimmt das Bild der hehren Türme in den Spiegel ihrer Seele auf. Aber auch viel lustiges Schelmenvolk treibt hier Schabernack mit ihr mit Rudern, Segeln, Baden und viel Gelächter. Sie verweilt nicht lange, kaum zwei Stunden. Weiter trägt sie ihre Lasten an schweren, fruchtbaren Feldern vorbei. So kommt sie nach Leubus, wo in einem ehemals stolzen, sagenberühmten Kloster nun die ärmsten Kinder des Oderlandes wohnen, die Irren. — Die Hügel von Grünberg tauchen auf. Ein Dichter hat ein Lied auf den Grünberger Wein gemacht. Das Gedicht ist schlechter als der Wein. Aber da die Leute im westlichen Deutschland fast nichts von Schlesien wissen, wollen sie wenigstens etwas zu lachen haben über dieses Land und singen also jenes Lied. Die Mutter Oder schiert das nichts. Sie läßt sich mächtige Fässer Grünberger Weines aufladen und weiß, daß dieser Wein nach anderen Gegenden verschickt wird, von da er als Edelwein mit berühmten Aufschriften in die Welt geht. Da lacht das alte Weib, wie alte Weiber kichern, wenn sie sehen, daß einfältige Leute sich betrügen lassen. — Dann kommt das langsame Dahinwandern durch den märkischen Sand. Wie ein Bauernweib, das vom Markte kommt und schwer trägt, geht die Oder. Föhren, Sand und Wiesen sind am Wege, sonst ist kaum eine Abwechslung. Rehe grüßen sie manchmal, oder ein Kind aus der kleinen Kate, die drüben am Kiefernrande steht, baut eine kleine Mühle auf im rinnenden seichten Ufergewässer. Sonst ist große Stille und Einsamkeit. Heidemärchen knistern in Sand und Föhren. So geht es weit über die hundertste Meile hinaus. Da ist das Bauernweib müde geworden. Sie ist weit gewandert, hat geschleppt, geschleppt, Mühlen und Hämmer

bewegt, den Bäumen und den Uferblumen die Füße gewaschen. Ein wenig mürrisch ist sie geworden, das Laufen fällt ihr schwer. — Nun kommt sie nach Stettin und ist plötzlich in großem Lärm. Die Schiffe drängen sich, Züge donnern über eine schwarze Brücke, am Ufer ist Jagen, Fahren, Schreien, Tuten. Sirenen heulen; fremde Riesenschiffe stehen da; rohe Matrosen spucken auf sie ihren Tabakspeichel, ein Lademeister schimpft: „Kommst du endlich an, du lahme, schlesische Trottel? Wie lange sollen wir wohl auf deine Ladung warten?“ Die Oder sagt nichts dagegen, sie kuschelt sich hin vor den Zornigen, sie ist müde; kaum daß ihr Herzschlag noch fühlbar ist; es pulst in ihr eben nur noch so, daß sie das letzte Endchen des Weges zurücklegen kann. So kommt sie ans große Haff. Weit breitet das alte Bauernweib die Arme aus nach rechts und nach links und geht nach getaner Pflicht friedlich heim ins ewige Meer. Und sie wird gefeiert von Deutschen, Dänen, Norwegern, Schweden, Russen und Balten; denn deren Meere war sie trotz ihrer Stille und Bescheidenheit eine der stärksten Dienerinnen.

Das stille Bauernweib hat merkwürdig geartete Kinder, viele, in ihrer Art unterschieden. Da ist der Bober, ein wilder Gesell, der in unbändiger Jugendlust und überschäumender Kraft von den Riesbergen springt und in unzählbaren Launen manches Unheil anrichtet. Da ist der Reißfluß, der Träumer, der an den Kirchen dahingeht, der zu den wilden Sandsteinfelsen der Heuscheuer hinaufstarrt, der am Gnadenorte Buße tut, da ist der lustige, sprudelnde Kaskadenfluß, da ist die Warthe, das stillste, das häßlichste und doch das stärkste Kind der Oder.

Paul Keller.

Schlesischer Bauernspruch.

Ich ergreife Pflug und Samen, um zu bauen dieses Land.
Du treuer Gott, ach, streu aus Gnaden du deinen Segen mir herab,
damit meine Arbeit wohl geling'
und das Feld mir hundertfältig Früchte bring'!

Das walte Gott!

Nach Paul Drechsler.

Rätsellösungen:

Wanduhr, die Kette, das Fenster, die Schuhzwecke, der Nebel.
In der Mühle waren zwei Füße, die des Müllers; denn die Kagen haben Pfoten.

II.

Die Hausotter.

In Schlesien ist der Glaube weit verbreitet, daß jedes Haus eine Hausotter habe. Sie ist der gute Geist des Hauses. Sie bewacht es und bringt Glück hinein; sie vertreibt Krankheiten und hält alle schädlichen Einflüsse fern. Dafür darf man sie aber auch nicht beunruhigen, wenn sie sich einmal sehen läßt, was selten geschieht. Man soll ihr im Gegenteil von Zeit zu Zeit frisch gemolkene Milch an einen ruhigen Ort in der Nähe des Hauses hinstellen. Ihren Wohnsitz hat sie gewöhnlich unter dem freien, etwas erhöhten Plaze zwischen dem Hause und der Traufrinne. Aus diesem Verstecke kommt sie nur sehr selten hervor, und geschieht dies, dann warnt sie vor einem nahen Unglück. Pfeift sie bei ihrem Erscheinen, so stirbt in kurzem der Hausvater.

In einem Hause sah man bisweilen das kleinste Kind seinen Teller voll Milch mit einer schönen, weißen Hausotter teilen. Die Schlange ließ sich geduldig von dem Kinde mit dem Löffel auf Kopf und Rücken schlagen und schied, wenn die Milch aufgezehrt war.

Unter den Ottern gibt es aber eine, die dreimal so stark ist wie die andern. Diese trägt auf dem Haupte ein goldenes Krönlein. Das ist der Otternkönig. Das Otternkrönlein macht jeden Menschen, der es trägt, steinreich und außerdem unsichtbar. — In dem kleinen Gebirgsorte Forstlangwasser bei Schmiedeberg gab es vor mehr als hundert Jahren einen wüsten Steinhäufen. Ehemals hatte dort ein Häuschen gestanden. Die Bewohner aber waren ausgestorben, und die Hütte war zerfallen. Auf diesem Trümmerhaufen lag eines Tages zusammengeringelt, mit einer kleinen goldenen Krone auf dem Haupte, ein Otternkönig. Ein Bauer namens Benjamin Krause hatte ihn dort erblickt. Als er dies im Dorfe erzählte, riet ihm eine kluge, alte Frau, am nächsten Morgen ein weißes Tüchlein an der Stelle auszubreiten. Darauf würde der Otternkönig sein Krönlein niederlegen. Benjamin Krause befolgte diesen Rat. Als er sich aber einige Stunden später das Krönlein holen wollte, war weder dieses noch auch sein weißes Tüchlein zu finden, und ärgerlich mußte er abziehen. Krause hatte versäumt, auf das weiße Tüchlein ein Schälchen mit süßer Milch zu stellen. Sonst hätte er das Krönlein gewonnen und wäre ein reicher, mächtiger Mann geworden. — Wer gar Otternfleisch ißt, dem soll die Gabe zuteil werden, die Sprache der Tiere zu verstehen.

Nach Anton Peter und Robert Cogho.

Vom Nachtjäger.

Wode braust noch immer durch die Lüfte, und von diesem „Nachtjäger“ wissen alte Leute auch noch in Schlesien zu erzählen. Gar manchem ist er schon begegnet, wenn einer in der Finsternis einsam seine Straße wandert. Da geht auf einmal ein wütendes Sausen durch die Luft, in der es wimmelt wie von unzähligen schwarzen Hunden. Mit wildem Geklaff umspringt die Gespenstermeute ihren Herrn, einen unheimlichen schwarzen Mann, der oft den Kopf unter dem Arme trägt. Mitunter erscheint er auch als alter Mann mit großem Hut und langem, weitem Mantel, aschgrau von oben bis unten. Wer ihm begegnet, dem fährt der Wind ins Angesicht, daß er erschauert. Krankheit trifft den, der sich nicht schnell vor dem Nachtjäger und seinem wilden Gefolge zu Boden wirft.

In der Nähe der Saalberger Försterei liegt ein Haus, das einem gewissen Mai gehört; diesem sehr alten Herrn Mai hat sein Vater oft erzählt, daß der Nachtjäger — es sind über hundert Jahre her — zuweilen vorüber nach dem Höllenfelsen am Kynast ging, um die Holzweibel zu jagen. Der Nachtjäger war wie ein Förster gekleidet, trug einen grauen Rock mit vier Reihen Knöpfen, sehr kurze Hosen, die Flinte umgehängt. Sein Kopf, den er aber nicht unter dem Arme trug, war mit einem schwarzen Federhut bedeckt; er war von drei oder noch mehr, teils schwarzen, teils weißen, teils großen und kleinen Hunden begleitet. Einst warf er dem alten Mai ein „Luder“ (das ist ein Stück Pferdefleisch) durchs Fenster. Mai aber rief ihm furchtlos zu: „Hast du auch Salz mitgebracht?“ Darauf sprach der Nachtjäger: „Nein, da muß ich das Fleisch wieder mitnehmen,“ und verschwand in der Richtung auf den Kynast mit lautem „Hohol!“, wobei die Hunde „biff, biff, buff“ riefen.

Auf dem unteren Höllenfelsen, der die sogenannten Opferkessel enthält, und auf anderen nahen Felsen saßen die Holzweibel, die aus Furcht vor dem Nachtjäger nur noch abends zu spinnen wagten, bei dem Schein eines kleinen Feuerchens, das sie mittels Tannzapfen unterhielten. Sie spannen das Fichtenmoos, Bartflechte genannt, das sie während des Tages im Forste gesammelt. Als sie den Nachtjäger plötzlich unter sich erblickten, rief die Älteste unter ihnen: „Von nun an nicht mehr!“ Da erhob sich ein Rauschen in der Luft, und die Holzweibel verschwanden für immer. Aber die drei größten Hunde des Nachtjägers blieben hierbei tot auf dem Platze, und er erscheint von da ab nur von kleinen Hunden begleitet. Nach Richard Kühnau und Robert Cogho.

Wie der Nachtmahr sein Wesen treibt.

An der Landstraße von Züllichau nach Grünberg gibt es eine Brücke, wo es schon manchen verjagt hat. Einst ging ein Mann des Nachts dort seines Weges, und als er in der Nähe der Brücke war, hörte er etwas hinter sich herkommen. Es wurde immer deutlicher hörbar und war wie das Geräusch einer Kutsche. Ohne sich umzusehen, ging der Mann weiter. Da erreichte ihn die Kutsche und fuhr gerade vor der Brücke mit eigentümlichem Geräusch in die Erde. Ein anderer bemerkt einmal kurz, ehe er die Brücke überschreitet, ein Geräusch hinter sich wie das Schleifen eines seidenen Gewandes. Im Augenblick sieht ihm etwas auf dem Nacken. Keuchend und in entsetzlicher Angst schleppt er sich über die Brücke hinüber, da fällt das Ding wieder von seinen Schultern. Nun läuft er aus Leibeskräften ins Dorf, wo seine Mutter wohnt, erzählt ganz außer sich das Geschehene, legt sich zu Bett und ist am andern Tage tot.

Der Alp erscheint meist als alter Mann oder als alte Frau von bleichem Angesicht und magerer Gestalt. Langsam und schlürfend naht er sich dem Schlafenden, legt sich auf ihn und drückt ihn, daß er zu ersticken meint. Oft sind es lebende Personen, die des Nachts als Alp ihr Wesen treiben. So lebte einst in Schlesien ein Gutsbesitzer mit seiner Frau sehr glücklich. Ab und zu wurde aber die Frau von einer Schlaftrunkenheit heimgesucht, aus der sie durch kein Mittel geweckt werden konnte. Endlich klärte eine weiße Frau das Rätsel dahin auf, daß die Frau ein Alp sei. Der Mann brauche nur beim Einschlafen die Frau zu beobachten. Es werde ihr dann ein weißes Mäuschen aus dem Halse kriechen, und das solle er verfolgen. Der Mann paßte auf, und richtig, wie einmal seine Frau eben eingeschlafen war, kam, überall sich vorsichtig umsehend, ein weißes Mäuschen aus ihrem Munde. Der Mann ging ihm behutsam nach und war nicht wenig erstaunt, daß das Tierchen fast eine Meile weit zu einer alten Weide lief, die es drückte. Der Gutsherr liebte seine Frau trotz dieser Entdeckung innig und wollte ihr wenigstens eine Erleichterung schaffen, da er sie von dem Übel nicht befreien konnte. Er ließ also die Weide in seinen Hof versetzen. Aber die Weide ging ein, und gleichzeitig schwand auch die Gesundheit seiner Frau dahin. Und wie nun der Mann die ganz verdorrte Weide abhacken ließ, da mußte er auch seine Frau zu Grabe tragen.

Nach Richard Kühnau und A. Eichner.

Der Wassermann.

Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten drei Mädels. Und in dem Dorfe war alle drei Wochen einmal Musik, und da sind

hält die Mäd'el auch hingegangen. Die eine aber hat gar nicht getanzt und mußte immer im Winkel stehn. Doch das eine Mal kam ein hübscher Herr zu ihr und wollte mit ihr tanzen. Sie tat es auch, und bei dem Tanze sah die andere, daß ihm aus dem Ärmel das Wasser läuft. Da wußte sie, daß es der Wassermann ist. Wie die Musik aus ist, da hat der Herr das Mäd'el, mit dem er immer getanzt hat, gefragt, ob sie mitkommen wollte. Und sie war gleich bereit mitzugehn, und nun gingen sie zusammen bis an den Bach. Dort hat sie es nichts genügt, sie mußte halt mit ihm runter, und er hat ihr gesagt, wer er ist.

Nach langer Zeit war der Vater und die Mutter einmal in der Kirche. Da kam die Tochter, die sie doch schon überall gesucht hatten, auf einmal mit einem kleinen Kinde in die Kirche. Der Vater hat gewartet, bis die Kirche aus war; dann ging er ihr nach, und sie mußte mit ihm heimgehn, ob sie wollte oder nicht. Und sie mußte auch erzählen, wie es ihr ergangen war. Es dauert nicht lange, da tut sich die Stube auseinander, und der Wassermann kommt herein. Er hat gleich das Kind genommen und wollte es zerteilen. Da schrie des Wassermanns Frau aber: „Ey ich mir lasse mein Kind zerreißen, will ich lieber ein Wasserweib bleiben!“ Und sie ging mit ihm zusammen wieder fort.

Paul Drechsler.

Rutandel-See.

Rutandel ging allein vursch Durf zum tiefen, tiefen See —
do kam der Wassermann und macht se halt zur Wasserfee.

A lücht se nohn'de an a Rand, wu lauter Blümel blüh'n,
a reecht'r mit der Zauberhand 'ne gale Lilge hien.

Und weil se nach der Blumme langt und nach der andern vunt,
do zieht a se mit eenem Mal dernieder uf a Grund.

Durt wuhnt se nu eim Zauberschluß vu blankem Edelsteen,
doch is se nie kee bissel fruh, sie ihs ju ganz allein.

Und wenn se gar zu traurig ihs, ock Gram und Trübsal spinnt,
do hullt 'r halt der Wassermann mal eich'ta Pauerkind.

A seht sich durt eis Schilf und spielt 'ne Zaubermeludei
und zieht das Kindel mit 'nem Seel eis kale Wasser nei.

De Eldern suchen's stundenlang und schrein und lamentiern,
bis daß 's is uf'm tiefen Grund ganz tuse flennen hiern.

Se loofen uf und ab am See und fischen mit 'm Kahn,
se ruffen laut vur Gram und Leed de Mutter Gottes ahn.

Se stecken a geweihtes Licht wulld ein a hühles Brut
und Ion's a Schiffel nüberziehn as Helfer ei der Nut.

Durt, wu das Brut dernieder sinkt und 's Lichtel gach derlischt,
durt hoot ma schunt wie zeit amol a Kindel rausgefischt.

Doch wie vel daß 's 'ro gewest — ir Leben war verbüßt —
Rutandel hatt' vur Lust und Leed schunt jedes tutgeküßt.

Philovom Walde.

Hegenwesen.

Es waren einmal zwei Schwestern. Einst besuchte die eine von ihnen die andere. Als sie vor deren Wohnung angekommen war, sah sie zwei Hunde Holz spalten und mehrere Katzen den Stall ausmisten. In der Mistlache schwammen viele Kröten herum. Ins Vorhaus gekommen, fand sie eine Tonne mit Blut und Haaren angefüllt. Hierauf guckte sie durchs Schlüsselloch in die Wohnstube ihrer Schwester. Diese hatte statt eines Menschenhauptes den Kopf eines Ziegenbockes und war damit beschäftigt, auf ihrem eigenen Kopfe, den sie im Schoße liegen hatte, Läuse zu suchen. Verwundert trat jene ins Zimmer. Da riß die andere schnell den Ziegenkopf herunter und setzte sich den eigenen auf. „Aber Schwester,“ sagte jene, „was hat es denn zu bedeuten, daß da draußen zwei Hunde Holz spalten?“ „Ei, das sind ja meine Knechte,“ erwiderte sie. „Aber im Stalle,“ fuhr jene fort, „sah ich ja Katzen den Mist ausräumen.“ „Ei, das sind ja meine Mägde.“ „Aber Schwester, was war denn das, in der Mistlache kamen so viele Kröten herangeschwommen?“ „Ei, das sind meine Gänse und Enten.“ „Aber die Tonne mit Blut und Haaren draußen?“ „Das ist mein Winterfleisch.“ „Und als ich zum Schlüsselloch hineinsah, hattest du statt deines eigenen Kopfes den Kopf eines Ziegenbockes.“ „Schwester,“ rief sie, „ich breche dir den Hals,“ und kaum gesagt, so war es getan.

Anton Peter.

Der Höllenzwang.

Ein Mann in Woitzdorf bei Freiwalddau, der unter dem Namen Gärtner Franz in der ganzen Umgegend bekannt war und Kurpfuscherei trieb,

war eines Tages zum Nachbar gegangen. Während seiner Abwesenheit trat ein Fremder in sein Haus, da die Thür nicht verschlossen war. Der Fremde kam in die Stube, und weil er da niemanden fand, beschloß er zu warten, in der Meinung, die Leute könnten nicht weit entfernt sein. Um sich nicht zu langweilen, griff er nach einem alten Buche, das er zufällig auf einem Stubenbalken bemerkte. Er setzte sich damit an einen Tisch und las, wußte sich aber das, was er darinnen fand, nicht eben zu erklären. Um diese Zeit aber kam den beim Nachbar befindlichen Mann eine ungewöhnliche Angst an, so daß er sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich jetzt eine solche Unruhe besällt; es ist mir, als ob ich nach Hause gehn müßte.“ Der Freund redete ihm zu, noch zu warten, es werde ja daheim nichts Besonderes vorgehen. Gärtner Franz meinte aber, er habe die Türen unverschlossen gelassen, und man wisse nie, was geschehen könne. In einer kleinen Entfernung vom Hause nahm er eine Menge schwarzer Krähen wahr, die sich auf dem First seines Daches versammelt hatten. Noch näher gekommen, bemerkte er, daß auch jedes seiner Fenster von derlei Vögeln wimmelte. Was tausend, dachte er, hat denn das zu bedeuten? Als er ins Haus gekommen und in die Stube getreten war, sah er den fremden Gast, der ganz eifrig in einem Buche las. Er fragte ihn, was er da mache, und erhielt zur Antwort: „Ich kam herein, traf niemanden, wollte aber doch nicht wie ein Spitzbube davongehn, ohne einen von den Hausbewohnern abzuwarten, und griff zum Zeitvertreibe nach einem Buche und las darin.“ Der Eigentümer schob ihm das Buch vor den Augen weg und bedeutete ihm, daß er mit seinem Lesen nur Unheil angerichtet hätte. In einer kleinen Weile, meinte er, würde ihm angst und bange geworden sein. Jetzt setzte sich der Hausbesitzer selbst vor das aufgeschlagene Buch und las soweit rückwärts, als der Fremde vorwärts gelesen hatte. Nach und nach verloren sich die schwarzen, unheimlichen Vögel vom Fenster und Dache, und der Spuk war wieder gehoben. — Das Buch war nichts anderes als der Höllenzwang, ein Zauberbuch, mit dessen Hilfe man Gespenster bannen und Teufel zitieren konnte. Und so hatte auch der Fremde, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Schar Teufel zitiert.

Anton Peter.

Zigeunerzauber.

Im Jahre 1790 zog eine zahlreiche Zigeunerbande in Liebau ein. Eine Familie dieser Bande hat den neben der katholischen Kirche wohnenden Bäckermeister um ein Nachtquartier, eine Bitte, die auch der

biedere Meister gewährte, indem er den Leuten eine Bodenkammer als Nachtquartier anwies. Der Meister begab sich zur Ruhe und schlief fest. Seine Frau jedoch konnte, von Unruhe erfüllt, nicht einschlafen. Nichts Gutes ahnend, stand sie in der Nacht auf und stieg die Treppe hinauf. Die Frau erschrak nicht wenig, als sie bemerkte, daß die Zigeuner auf der Diele der Kammer ein mächtiges Feuer angezündet hatten, an dem sie ihre Speisen kochten. Die Meisterin eilte die Treppe hinunter und berichtete dies ihrem Manne, der alsbald hinauf in die Kammer ging und seinen unheimlichen Gästen gebot, das Feuer auszulöschen. Einer der Zigeuner, ein alter, weißbärtiger Mann, trat an den Meister heran und sprach: „Seid unbesorgt, biederer Meister, dies Euer Haus wird nie abbrennen, obgleich diese Stadt zweimal fast ganz durch Feuersbrünste zerstört werden wird und die Flammen auch Euer Haus umzingeln werden.“

Es geschah, wie der Zigeuner es vorausgesagt hatte: zweimal ist Liebau fast ganz abgebrannt, und auch in der nächsten Nähe dieses Hauses wüteten die Flammen, aber stets ist es verschont geblieben.

Richard Kühnau.

Feuersegen.

Ich gebiete dir Feuer bei Gotteskraft,
die alles tut und alles schafft,
du wollest stille stehn und nicht weiter gehn,
so wahr Christus stund am Jordan,
da ihn taufte Johannes, der heilige Mann.
Das zähl' ich dir Feuer zu einer Buß'
im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

Nach Paul Drechsler.

Der Ring im Karpfen und der Untergang der Stadt Liegnitz.

Das Volk sieht nicht gern, daß im Schloßgraben zu Liegnitz gefischt wird, einer alten Sage wegen.

Es soll nämlich vor vielen hundert Jahren ein großer Karpfen darin gefangen worden sein, der in seinem Leibe einen goldenen Ring gehabt, so mit unkenntlichen und seltsamen Schriftzeichen bezeichnet gewesen. Diesen Ring aber hat der damalige Herzog von Liegnitz, der in den geheimen Wissenschaften sehr erfahren war und dem man das Kleinod gebracht, alsbald wieder in den Graben werfen lassen, mit der Prophe-

zeigung, daß, wenn der Ring zum dritten Male in einem Fische gefunden würde, die Stadt untergehen müsse.

Nach der Zeit soll der Ring zum andern Male in einem Karpfen gefunden, aber alsbald wieder in den Schloßgraben versenkt worden sein. Daher ist die Sage und Furcht: Dafern man darin fische und den Ring noch einmal finde, werde die Stadt versinken müssen.

Richard Kühnau.

Die große Linde auf dem Nikolaikirchhofe zu Görlitz.

Die Görlitzer Schöppen übten strenge Gerechtigkeit und hängten manchen bei der Wegelagerung betroffenen Stegreifritter an den lichten Galgen. Einst hatten sie einen armen Knappen gefangen und zum Tode verurteilt; denn wenn er auch seine Unschuld behauptete, so preßten ihm doch die Daumenschrauben und die Streckbank das Geständnis eines Verbrechens aus, das er nicht begangen hatte. So wurde er denn an einem schönen Morgen hinausgeführt, um gehängt zu werden. Als er nun am Nikolaikirchhofe vorbeikam, wo seine ehrbaren Eltern begraben lagen, ward es ihm sehr wehe im Herzen, daß er eines so unehrlichen Todes sterben sollte, obwohl er unschuldig war, und er gedachte, ein Zeichen zu hinterlassen, woran man wenigstens nach seinem Tode seine Unschuld erkennen möchte; bat also den Henker, ihm zu erlauben, daß er am Grabe seiner Eltern noch ein Ave Maria und Pater Noster beten dürfe. Das gewährte der Henker dem armen Knappen und ließ ihn von seinen Knechten zu dem Grabe geleiten, auf dem ein junges Lindenhäümchen stand. Nachdem nun der Verurteilte sein Gebet verrichtet, riß er das Lindenhäümchen aus und pflanzte es umgekehrt wieder ein, so daß die Wurzeln als Zweige nach oben gerichtet, die Zweige aber als Wurzeln mit der Erde bedeckt wurden, und sagte dabei: „So gewiß, wie dies Bäumchen aus den Zweigen Wurzeln und aus den Wurzeln Zweige treiben und emporwachsen wird zu einem mächtigen Baume, so gewiß habt ihr mich unschuldig zum Tode verdammt.“ Und siehe! Das Bäumchen wuchs und ward ein mächtiger Baum, der seine schattenden Zweige weithin über den Friedhof verbreitet bis auf den heutigen Tag.

Richard Kühnau.

Von alten Rechtsbräuchen.

In Breslau steht vor dem Rathause eine hohe, steinerne Säule, die auf der Spitze die Figur des Henkers mit Schwert und Staupbesen trägt. An ihrem unteren Teile findet man noch die Ringe, an

welche diejenigen gebunden wurden, die zum „Prangerstehn“ oder zum Ausstäupen verurteilt waren. Eine „Blutsäule“ ist es, wie man sie auch noch in anderen schlesischen Städten findet, z. B. in Habelschwerdt. Auf öffentlicher Gerichtsstätte errichtet, war sie das Zeichen, daß die Stadt die „peinliche Gerichtsbarkeit“ besaß, also Gewalt hatte über Leben und Tod ihrer Bürger. Was könnten uns diese steinernen Denkmäler erzählen, wenn sie Sprache hätten! Neben Breslaus Staupsäule fielen am 18. Juli 1418 im Aufruhr der Zünfte gegen den Rat die Häupter von sechs Breslauer Ratsherrn unter dem Schwerte des Henkers. Hier wurde am 5. Juli 1490 der Landeshauptmann Hans Dompnig hingerichtet, der im Namen des Ungarnkönigs Matthias Corvinus eine harte Gewaltherrschaft über Breslau aufgerichtet hatte. Der Tod durch das Schwert war ein ritterlicher und leichter Tod.

Die gewöhnliche Strafe der damaligen Zeit war die Strafe des Galgens. Noch heute heißt ja beim Volke der Scharfrichter „Henker“. Ursprünglich wurde ein Baum als Galgen benutzt, und der Volkswitz nannte die armen Schächer, die an diesem Baume hingen, „Galgenvögel“. Von Glück konnte sagen, wer einfach aufgehängt wurde, nachdem man ihm auf der Folter mit Daumenschrauben, Streckbank und anderen graußigen Marterwerkzeugen das Geständnis erpreßt hatte. Wehe aber dem Verbrecher, der schlimmere Strafen verwirkt hatte, der zum Pfählen, zum Rädern, zum Sieden, zu Wasser oder Feuer verurteilt war! Besonders schwere Vergehen wurden sogar mit lebendig Einmauern, lebendig Begraben bestraft. Eine Chronik von Habelschwerdt berichtet: „Am 10. Februar 1568 erfolgte die Hinrichtung des Stephan Hans, sonst Wachsmann genannt, aus Ebersdorf, der bei der Tortur 37 Morde bekannt hatte. Der Henker zwickte ihn zuerst an allen Gliedern mit glühenden Zangen, vierteilte ihn alsdann bei lebendigem Leibe und hing die Stücke an den Galgen.“ Das „kleine Blasebälglein und ein kupfernes Kesselein, darin der Nachrichter das Feuer geführt, als er den armen Sünder mit Zangen gerissen“, kostete die Stadt Habelschwerdt 20 Groschen.

Schlimm erging es auch Ketzern und Hexen. Ihr Tod war der qualvolle Wasser- oder Feuertod. Von solch einer Hinrichtung erzählt eine Breslauer Chronik: „Den 11. Augusti (1559) hat mahnn zue Breslaw ein sehr altes weib in die 97 Jahr, wie mahnn ir nach gerechnet, die Zuckelheße genandt, hinter dem Thumb (Dom) wonende, allhie erseufft; war eine große Zauberin, und wie sie der henncker hinein warff, Schwahm sie Empohr wie ein Schaum auff dem wasser; woldt sie nun der

Henker thodt habenn, mußte Er sie mit einer Stangenn erseuffen.“ — Auch geringere Strafen der damaligen Zeit sind für unser Empfinden entsetzlich: Handabschlagen, Blenden, Ohrenabschneiden und ähnliche waren gewöhnlich.

War über dem Verurteilten der Stab gebrochen, dann war er dem Henker verfallen. Unehrlisch war dessen Handwerk, unehrlisch er selber. Wer sich mit ihm abgab, ja wer nur ein Stück anfaßte, das des Henkers Hand berührt, der ward ausgestoßen aus der Gemeinschaft ehrlicher Menschen. Unheimlich erschien der einsame, gemiedene Mann dem Volke, das ihn im Besitze geheimen Wissens glaubte. Selbst sein Schwert besaß geheimes Leben. Leise erklang die ruhig aufgehängte breite Richtwaffe, wenn sich ihr einer näherte, der ihr künftig verfallen sollte. Das Schwert begehrte nach seinem Nacken und weisagte so manchem, auch Kindern schon, das blutige Ende.

Manche Strafen des Mittelalters zeigen einen gewissen humorvollen Anstrich. Etwa wenn zwei zänkische Weiber zum Spott von alt und jung an der Staupsäule mit Hals und Hand gemeinsam in einen Holzbloß oder in ein Halsbrett gespannt wurden, oder wenn einem Verleumder, der an der Staupsäule festgebunden war, eine scheußliche Frage aufgesetzt oder „angehängt“ wurde. Wer da den Schaden hatte, brauchte für Spott nicht zu sorgen. Bäcker und Fleischer, die falsch Gewicht gebraucht hatten, wurden mit der Schnelle oder Wippe bestraft. Das war ein Balken, an dem ein Korb über einer Pfütze hing. In diesem Korbe wurde der unredliche Handwerker zum Ergötzen der Herumstehenden auf und nieder geschneilt, bis er von dem schmutzigen Wasser triefte. Lief man ihn dann laufen, mußte er meist noch eine Tracht Prügel von den Gassern einstecken. Auch in Breslau stand eine Bäckerwippe. Sie hat den Breslauer Bäckern ehemals viel Unbehagen bereitet.

W. D o h n.

Das Bahrrecht.

In Lauban lebte ums Jahr 1645 ein Bleicher, namens Gruner. Der hatte um schnöden Goldgewinnes willen einen Spizenhändler, der bei ihm eingekehrt war, um einen Garnhandel mit ihm abzuschließen, jämmerlich erschlagen und den Leichnam bei nächtlicher Stunde in den Queis getragen. Aber wie denn der große Bluträcher im Himmel alles ans Licht bringt, so auch diese Tat. Die Leiche wurde gefunden, und es entstand ein großer Zulauf. Der Scharfrichter und „die Jüngsten“ waren bestellt, um auf den Gruner acht zu haben. Als aber der Auflauf bei der

Leiche größer wird, ist auch der Mörder mit unter dem Haufen gewesen. Da haben alsbald „die Jüngsten“ einen Kreis um die Leiche geschlossen, und der Scharfrichter ist in die Mitte getreten und hat mit lauter Stimme gesagt, der Mensch gehöre ihm nicht; der wäre eines gewaltsamen Todes gestorben, und der Mörder befände sich unter dem Haufen des Volkes. Hierauf haben alle bei dem Toten vorbeigehn und ihn mit den zwei Zeigefingern anrühren müssen. Als nun die Reihe an Gruner kommt und er ihn anrührt, läuft das rote Blut dem Toten aus der Nase. Da hat man den Mörder sogleich ergriffen und festgesetzt.

R i c h a r d K ü h n a u.

Wie eine deutsche Fürstentochter ins polnische Schlesien kam.

Noch lebte der greise Kaiser Barbarossa, da trabte an einem heiteren Sommertage eine stattliche Schar ritterlicher Herrn und edler Frauen, von Westen kommend, durch Schlesiens Gauen. Lustig flatterten die bunten Wappenfahnen im Winde, und die blanke Sonne spiegelte sich in dem unförmigen Topfhelm, in dem klirrenden Eisenringelhemde der Reissigen. Auf und ab schwang bei vielen im munteren Dahintraben das lange, gerade deutsche Schwert am breiten Gurt. Manchem baumelte aber auch der krumme polnische Säbel am Wehrgehenk. Aus dem fernen Bayernlande hatte sich der junge Pfaffensohn Heinrich, der damals 18 Jahre zählte, seine Gemahlin geholt, Hedwig, des stolzen Grafen von Andechs zwölfjährige Tochter. Viele Getreue ihres Vaters gaben der jungen Fürstin das Geleit ins fremde polnische Land, das auch ihnen nun zur Heimat werden sollte. Hatten die deutschen Ritter doch auch ihre Frauen und Kinder, Knechte und Mägde mitgenommen. Wie anders freilich sah dieses unwirtliche Land aus gegenüber der schönen, heiteren Heimat, die sie verlassen! Auf schlechten Pfaden ging es tagelang durch endlose, düstere Wälder. Meilenweite Sümpfe sperren oft den Weg und mußten mühsam umritten werden. Seeadler kreisten hoch über den Gewässern und stießen mit hellem Schrei auf ihre Beute nieder. An den Flüssen hatte allenthalben der geschäftige Biber seine kunstvollen Kegelbauten errichtet. Furchtsam fuhren Frauen und Kinder zusammen, wenn aus dem Waldesdunkel das dumpfe Brüllen des Urs erscholl, der vor den Nahenden prasselnd durchs Dickicht davonstürmte. Der Bär, der Ur, das Elen mit seinem mächtigen schaufelförmigen Geweih bevölkerten damals den schlesischen Urwald. — Und welchen Anblick boten die polnischen Dörfer und ihre Bewohner! Waren das menschliche Wohnungen, diese elenden, verfallenen Lehmhütten? Verwahrloste, dürftig

bekleidete Gestalten drängten sich aus den dumpfen Löchern und starrten blöde und demütig dem glänzenden Reiterzuge nach. An der Spitze des Zuges ritt die junge Herzogin neben ihrem Gemahl. Tiefes Erbarmen hatte sie erfaßt bei dem Elend, das ihr Auge sah. Diesen Armen zu helfen, war ihr sehnlichstes Verlangen. Seit 200 Jahren schon hatte man die heidnischen Schlesier zum Christentume bekehrt. Aber wie hatte man sie in des Heilands Lehre unterwiesen! Dem Ungehorsamen, der zur Fastenzeit verbotene Speise aß, hatte man die Zähne ausgebrochen, die Widerstrebenden mit Gewalt zum Taufbecken getrieben. Ihr Elend hatten auch die polnischen Priester nicht gelindert. Nach wie vor fronten sie als Hörige ihren harten Herren, und was sie erarbeiteten, das gehörte diesen. Wozu also sich abmühen? — Mit Prunk und Pracht war das herzogliche Paar in Breslau empfangen worden. In der Burg auf der Dominsel hatten sie Wohnung genommen. Noch steht dort die kleine Martinskirche, die sich als einfache hölzerne Burghapelle damals an das Schloß anlehnte. Die junge Fürstin wechselte jedoch ihren Wohnsitz oft. Wo sie weilte, zog die Freude ein, und kein Notleidender ging unbeschenkt von ihr. Manch armer Hörige, der sich vergangen hatte gegen die harten Gesetze, konnte davon erzählen, wie ihm auf Hedwigs Fürbitte hin seine Strafe geschenkt worden war. Voll Liebe und Verehrung hingen die Leute an dieser Frau, die selbst mit dem geringsten Essen vorlieb nahm, der es schwer wurde, ein neues Prunkgewand anzuziehen, die ihren Körper oft blutig geißelte wie die ärgste Sünderin.

Schon wirkten in Schlesien deutsche Mönche im Kloster Leubus. Der Herzogin sehnlichster Wunsch aber war, hier auch ein Frauenkloster zu stiften. Und ihr Wunsch ging in Erfüllung. Als ihr Gemahl sich auf der Jagd einst verirrt und mit seinem Pferde in einen Sumpf geriet, in dem Roß und Reiter zu versinken drohten, da gelobte er in höchster Not, Gott an dieser Stelle ein Kloster zu bauen, wenn er gerettet würde. Ein Engel Gottes in Köhlertracht soll dem Herzog ans feste Ufer geholfen haben. Heinrich hielt sein Wort: Wo ehedem nur Wild sich getummelt hatte und das Hifthorn erklungen war, da erscholl nun der scharfe Schlag der Art, die mächtige Lücken fraß in den tausendjährigen Wald. Voll Verwunderung sah der Pole, der die Steine mit seinem Gespann heranschleppen mußte, wie unter der Hand kunstfertiger deutscher Meister ein gewaltiger Bau immer schöner und stolzer sich wölbte mit runden Steinbogen und festen Türmen und zierlichen Zinnen. Der Altar der Klosterkirche erhob sich gerade an der

Stelle, wo Herzog Heinrich in Todesnot geschwebt hatte. Als der Fürst das neue, reiche Kloster der ersten Äbtissin Petrusa, der alten Lehrerin der heiligen Hedwig, übergab, fragte er sie im Scherze, ob sie noch etwas brauche. — Petrusa aber, die aus Franken kam und kein Polnisch verstand, brachte nur mühsam die Worte heraus: „Treba nic“ (es ist nichts nötig). Da lachte der Herzog und sprach: „So soll denn das Kloster Trebanic heißen!“

Welcher Segen ging für Schlesien von Kloster Trebnitz und den andern deutschen Klöstern dieses Landes aus! Wo deutsche Klosterbewohner hinkamen, da wichen Sumpf und Waldwildnis bald blühenden Obstgärten und lachenden Ackerfluren. Breit und tief riß der deutsche Eisenpflug den Boden auf, den vorher der polnische hölzerne Hakenpflug nur leicht geritzt hatte. Gern riefen die Mönche die fleißigen deutschen Bauern ins Land, die sie in den Klosterdörfern ansiedelten. Ihnen folgten andere Siedler aus allen Teilen Deutschlands. Nach einem Jahrhundert schon erkennt man das ehemals verwahrloste polnische Land kaum wieder. Deutsche Laute erklingen allenthalben, deutsche Städte empfangen gastfreundlich den Reisenden. Auch die Lage des Polen hat sich gebessert. Er hat dem deutschen Pflüger und Sämann, dem Maurer und Zimmermeister, dem Imker und Obstzüchter manchen Handgriff abgelernt, und wo er neben dem Deutschen wohnt, bekommt er daselbe Recht wie dieser und verschmilzt mit ihm zu einer Gemeinschaft.

In dem Kloster Trebnitz hat die heilige Hedwig ihre letzte Ruhestätte gefunden. Noch heute wallfahrten alljährlich am 15. Oktober, ihrem Todestage, Tausende frommer Katholiken zum Grabe dieser edlen deutschen Frau, die ihrem Lande eine echte Mutter war.

W. D o h n.

Slawische Fremdlinge in unserer Sprache.

Für mich als Knaben war es die größte Freude, auf den Bock der Kutsche zu steigen, die Peitsche zu ergreifen und nun die Pferde über die Landstraße dahintraben zu lassen. Und unser Kutscher, der Gebieter über all diese Herrlichkeiten, war mein geschätzter Freund. Was eine Peitsche, eine Kutsche ist, das wußte ich längst, als ich kaum drei Jahre alt war, und das weiß jeder. Ob aber auch jeder weiß, was diese Worte eigentlich bedeuten? Hätten wir vor ein paar hundert Jahren in einer Kutsche fahren wollen, so hätten die Leute verwundert den Kopf geschüttelt bei dem Worte; denn sie kannten es noch nicht. Erst zu der Zeit, als Amerika entdeckt wurde, kam man in dem ungarischen Dorfe Kocs am Flusse

Raab auf den Gedanken, einen zweirädrigen Wagen zu bauen, in dem es sich bequem fuhr. Von den Ungarn wurde ein solcher Wagen nach dem Namen des Dorfes als Kocsi bezeichnet, und von den slawischen Nachbarn haben wir dann dieses Wort als Kutsche übernommen. Wie gemüthlich ist unsere alte Droschke! Das Wort sieht so bieder und deutsch aus, und doch kommt es auch aus Polen zu uns, wo es drozka lautet. Von uns erst ist dieses Wort dann auch zu den Tschechen gelangt. Desgleichen ist unsere langsame Kalesche aus dem Slawischen entlehnt. Unsere alte Geißel (Schwippe) ist durch das polnisch-tschechische Wort bicz verdrängt worden, das bei uns zu Peitsche wurde; das entsprechende Tätigkeitswort bić heißt schlagen. Wenn heute hundert Schlesier zusammenkommen, so heißt sicher einer oder der andere Kretschmer. Seine Vorfahren waren also ehemals Besitzer eines der zahllosen kleinen Gasthäuser, der Kretschams. Auch dieses Wort ist aus dem polnischen karczma und dem tschechischen kréma entlehnt, das Schenke heißt. Man trifft die Bezeichnung Kretscham nur in den östlichen Grenzgebieten. Und da stolpere ich schon wieder über das Wort Grenze. Soviel man auch in alten deutschen Büchern herumstöbert, das Wort Grenze sucht man dort vergebens. Unsere alten Vorfahren kannten dafür nur den Ausdruck Mark, wie er ja noch heut in unserer Feldmark lebt. Aus dem Slawischen kam dann erst das Wort granica zu uns, das noch im 14. und 15. Jahrhundert auch im Deutschen grenicz und grenicze geschrieben wurde, also deutlich auf den fremden Ursprung hinweist. Eine schöne, knusprig gebackene Babe läßt jedem Schlesier das Herz im Leibe lachen. Vor etwa 500 Jahren wäre man entsetzt gewesen, wenn man eine Babe hätte in den Backofen schieben wollen; denn damals bezeichnet „babe“ eine alte Frau, eine Großmutter. Die Deutschen hatten das Wort baba, alte Frau, schon lange Zeit vorher von den Slawen übernommen. Da nun alte, erfahrene Frauen den begehrten Napfkuchen besonders gut zu backen verstanden, nannte man schließlich das Gebäck nach der alten Bäckerin. Unsere schöne schlesische Lusche, die uns kaum ein anderer deutscher Landsmann lautgetreu nachsprechen kann, stammt ebenfalls aus dem Polnischen (luza = Pfütze). Vielleicht ist auch das bei den Kleinen so beliebte Kascheln ein polnisches Wort. Und wenn der Vater oder der Lehrer zornig ausruft: „Ihr Krabaten!“ — so sagt er eigentlich nichts anderes als: „Ihr Kinder!“ Denn es gibt ein russisch-polnisches Wort „rabjata“, das Kinder heißt. Und das polnische Wort „rabjata“ ist bei uns zu „Krabaten“ geworden.

So stoßen wir im deutschen Osten auf so manches Wort, das uns davon erzählt, wie Polen und Deutsche hier ehemals bunt durcheinander gegessen haben.

W. D o h n.

Schlesien im Mongolensturm.

Man schrieb das Jahr 1241. Launische Aprilwinde fegen rauh und unfreundlich über Schlesiens Fluren, die langsam aus dem Winterschlaf erwachen. Verödet liegen die Felder. Um so reger ist das Leben auf den sonst so einsamen Straßen. Einzeln und in Trupps strömen verängstigte Menschen den festen Landesburgen zu. Hier hoffen sie einigen Schutz zu finden gegen den Schrecken, der durch Schlesiens Gaue fliegt. Wie eine schwere, schwarze Gewitterwolke ist von Osten der Tatarensturm herangebraut. Die ganze abendländische Christenheit erzittert vor der Wut dieser heidnischen Mongolen. Entsetzliches berichten die Flüchtlinge, die ihnen entkommen sind, von ihrer Mordgier, von ihrer unmenschlichen Grausamkeit. Diese Tataren sind keine Menschen; die Hölle, der Tartarus, hat diese Teufelsöhne, diese „Geißel Gottes“ ausgespien, um die Christenheit heimzusuchen und zu vernichten. Die plumpen, gedrunghenen Asiaten, in Büffel- und Pferdehäute gekleidet, umklammern mit krummen Beinen ihre mageren, aber flinken und ausdauernden Steppenrosse, mit deren Leibern sie zu einem Wesen verwachsen erscheinen. Bogen und Pfeil und Lanzen mit schwerer, eiserner Spitze führen sie als Waffe. Ihre Pfeile sind zwei Fuß lang. Sogar durch die Rüstungen der Ritter schlägt dieses gefährliche Geschloß hindurch, in deren Führung die wilden Reiter Meister sind. Die Polen, die Ungarn sind bereits überrannt. Nun wälzen sich die mordgierigen Scharen auch über Schlesiens Gefilde.

Schon pürschen sich die ersten Mongolenreiter an Breslau heran. Reiche Beute hoffen die Asiaten hier zu finden. Brandgeruch trägt ihnen der Wind entgegen, Flammen lohen empor, Dampf und Qualm wallt zum Himmel. Wo vor wenigen Tagen Breslaus Bürger in friedlichem Wirken auf Markt und Straßen, in Haus und Werkstatt noch schaffensfroh die Hände regten, da finden die Heranstürmenden nur eine menschenleere, öde, rauchende und glühende Trümmerstätte. Mit eigener Hand haben Breslaus Bewohner die Brände in ihre Wohnstätten geworfen. Der wilde Feind darf keinen Platz finden, an dem er sich festsetzen kann. In endlosem Zuge sind die obdachlosen Breslauer und mit ihnen zahllose Flüchtlinge aus der Umgegend über das schmale hölzerne Brücklein hinübergewallt nach der Dominzel, auf der die feste Burg steht,

die letzte Zuflucht der Bedrohten. Krachend sinkt unter den letzten Beil-
hieben die Brücke hinter den Geborgenen zusammen, da tauchen am
jenseitigen Ufer bereits die ersten jener schrecklichen Reiter auf. Drohend
und mit wildem Geschrei schwingen sie ihre Waffen. Wehe den Armen
auf der Insel, wenn sie hinübergelangen! Dichter und dichter wimmeln
von allen Seiten die Reiter scharen heran an die Oder. Schon sind die
ersten tollkühn hineingesprengt in den Strom, schnaubend rudern ihre
Rosse durch die Fluten. Deutlicher und deutlicher werden die gelben,
verzerrten Teufelsfräsen erkennbar. — Doch die Belagerten sind auf der
Hut, und die vordersten der wilden Schwimmer versinken in den Wellen,
tödtlich getroffen von den Pfeilen der Breslauer Bürger. Aber für jeden
Gefallenen drängen zehn neue nach. Die Ufer hallen wider von wildem
Kampfgeschrei, vom Stöhnen der Verwundeten, von den Seufzern der
Sterbenden, deren Blut die Oder färbt. Drüben auf der Domininsel sind
Tausende auf die Knie gesunken. Tausend bebende, blasser Lippen schicken
heiße, angstvolle Stoßgebete zum Himmel empor, während die wackern
Verteidiger rastlos ihre blutige Arbeit tun. Und durch die Reihen der
christlichen Kämpfer, der wehrlosen Beter, wandelt unerschrocken der
Dominikanerprior Cezlaus, anfeuernd und tröstend. Unter der bangen
Beterschar fällt er dann selbst aufs Knie, des Himmels Hilfe herab-
zuflehen. Und siehe, ein furchtbares Gewitter bricht los und erschreckt
die abergläubischen Heiden, die auf solchen Widerstand wohl auch nicht
gefaßt waren. Sie weichen von Breslau. Die Belagerten sind gerettet.

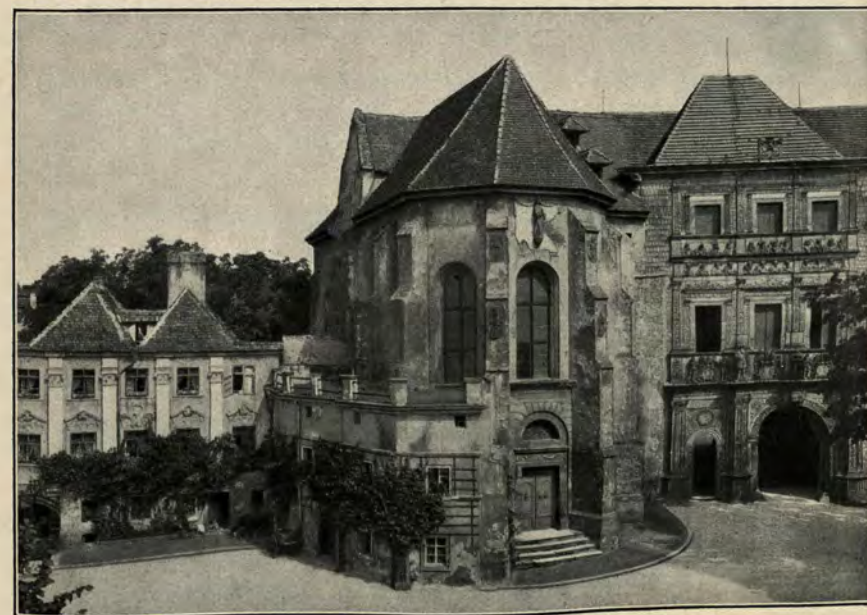
Während noch um Breslau wütend gerungen wird, ziehen schim-
mernde Heereschlangen von allen Seiten auf Liegnitz zu. Eilboten
auf schäumenden Rossen haben im Namen des Herzogs alle waffen-
fähige Mannschaft Schlesiens hierher entboten. Das weite Gefilde um
Liegnitz glänzt von Waffen und Rüstungen. Die bunten Fähnlein
der Streiter flattern lustig im Frühlingswinde. 15000 mutige Streiter
haben sich allmählich hier eingefunden, um die Heimat mit ihren Lei-
bern zu schützen. Ein kleines Häuflein nur gegenüber den unüberseh-
baren Scharen der Feinde! Auf der weiten Ebene von Wahlstatt, die
waldfrei und daher zum Kampfe gut geeignet ist, will Herzog Hein-
rich II., der Fromme, der heiligen Hedwig Sohn, den Ansturm der
Mongolen erwarten, um ihn mit Gottes Hilfe zu brechen. Die Glocken
rufen Sonntag, den 8. April, in Liegnitz die Gläubigen zur Kirche, da
sprengen schweißbedeckte Reiter durch die Straßen der Stadt. Sie künden
den erschreckten Bewohnern und dem Herzog das Nahen der Feinde.
Die Tataren schon so nahe? Ein Ritterheer hätte die dreifache, vier-

Deutscher Hort

Schlesien I



Schloß Fürstenstein



Aufnahme der Staatlichen Bildstelle, Berlin

Piaszenschloß Brieg

sache Zeit gebraucht! — Der Montag ist angebrochen. Schon sind die Spitzenreiter der Heere aufeinander gestoßen, schon drängen feindliche Streifscharen immer näher an Liegnitz heran. Mit Bangen verfolgt das christliche Heer, dem noch der Führer fehlt, die Bewegungen der Feinde. Da sprengt eine stattliche Reiterchar von 300 Mann in schimmernden Rüstungen über das Schlachtfeld. Hoch über ihren Helmen flattert, weithin sichtbar, der schlesische schwarze Adler im gelben Felde. Die Harrenden atmen auf. Der Herzog ist erschienen. Auf einer kleinen Anhöhe, von der aus man das Schlachtfeld übersehen kann, hält er und trifft seine Anordnungen. Jetzt springt er vom Rosse und kniet nieder auf freiem Felde. Seine Getreuen um ihn sind seinem Beispiele gefolgt. Ein letztes heißes Stoßgebet senden die tapfern Männer empor zu Gott. Dann schwingen sie sich wieder in den Sattel. Die Schlacht beginnt. Die Goldberger Bergknappen voran, stürzt sich das christliche Heer in den Kampf. Die Schlesier verrichten Wunder der Tapferkeit. Doch ein Häuflein nach dem andern wird von der Überzahl der Feinde abgewürgt. Wohl frißt das gute lange Schwert der Deutschen breite Gassen in die Reihen der Tataren; aber unerschöpflich branden immer neue Wogen der Feinde heran. Erst die Nacht macht dem erbarungslosen Morden ein Ende. Zehntausend erschlagene christliche Streiter decken die Wallstatt. Unter ihnen Herzog Heinrich, der wie ein Löwe bis zuletzt gekämpft hat. Unter teuflischem Jubel haben die Mongolen dem Gefallenen den Kopf abgeschnitten. Das blutige Haupt auf eine Stange gespießt, rücken die Unholde jetzt vor Liegnitz. Dorthin haben sich die Reste des zersprengten Heeres gerettet. Schon ist auch die Schreckenskunde von des Herzogs Tode hierher gedrungen. Die Aufforderung zur Übergabe der Burg weisen die mutigen Verteidiger aber unerschrocken zurück: „Ist auch ein Herzog gefallen, noch haben wir deren vier, seine Erben, im Schlosse!“ erhalten die Feinde zur Antwort. Nach fruchtlosem Ansturme geben die Mongolen die Belagerung auf. Ihre eigenen Verluste sind groß, und schon rückt König Wenzel von Böhmen zur Hilfe heran. So fluten die Horden nach Osten zurück. Den Kopf Herzog Heinrichs sollen die Mongolen in den Koischwitzer See bei Liegnitz geworfen haben.

Auf dem Leichenüberfüten Schlachtfelde irren tags darauf zwei edle Frauen, Heinrichs Witwe Anna und seine Mutter Hedwig, zwischen den Hügeln der Gefallenen umher. Sie suchen den toten Herzog. Wie werden sie den gräßlich Verstümmelten aus den vielen Tausenden entstellter Leiber herausfinden? An den sechs Zehen seines linken

Süßes sollen sie den Entseelten endlich erkannt haben. Um ihren toten Herrn getürmt, liegen seine Getreuen. — In der Kirche der Minoritenbrüder zu St. Jacob, der heutigen Vincenzkirche in Breslau, die der fromme Herzog im Jahre vor seinem Tode erst gestiftet hatte, wurden seine Gebeine bestattet. — Vor etwa hundert Jahren (1832) wurde Heinrichs Grabmal in der Vincenzkirche erneuert. Als man den alten Holzsarg öffnete, fand man darin seine Gebeine. Der Kopf fehlte. — Kommt ihr einmal in die alte, ehrwürdige Vincenzkirche, so werdet ihr des tapferen Herzogs Grabstätte vor dem Hochaltar finden. In Stein gehauen, ruht Heinrichs Gestalt hingestreckt auf seinem kistenähnlichen Sarge, das Haupt auf einen Helm gelehnt. Ihm zu Füßen duckt sich ein Mongole.

W. D o h n.

Adventspiel (aus dem Riesengebirge).

Der Engel (tritt in die Stube und singt:)
Ein schön guten Abend zu aller Frist,
herein schickt mich der heil'ge Christ,
soll sehn, ob die Mädchen und die Knaben
auch immer Gott vor Augen haben.

Christkind (tritt ein und singt:)

Ein schön guten Abend geb' euch Gott,
ich komm' herein ohn' allen Spott,
ohn' allen Spott, ohn' allen Schein
such' ich die kleinen Kindelein,
ob sie auch fromm gewesen sein.
Und wenn sie fromm gewesen sein,
hat's draußen einen Wagen stehn,
der ist geschmückt mit schönen Gaben
für die Mädchen und die jungen Knaben.
Ei, Petrus, komm herein!

Petrus (tritt herein und spricht:)

St. Petrus bin ich genannt,
den Schlüssel hab' ich in meiner rechten Hand,
die goldne Krone auf meinem Haupt,
die hab' ich mir von selbst erlaubt,
und hätt' ich sie mir nicht selbst erlaubt,
so trüg' ich sie nicht auf meinem Haupt.
Und wenn ich soll die Wahrheit sagen,

so muß ich über die kleinen Kinder klagen.
Wenn sie zur Schule gehn,
da bleiben sie auf den Gassen stehn,
die Bücher tun sie zerreißen,
die Blätter in allen Winkeln rumschmeißen.
Fluchen, Schelten, Sakramentieren,
das tun sie stets im Munde führen.
Solche Bosheit treiben sie.

Christkind zu Petrus:

Ei, Petrus, hättest du mir das zuvor gesagt,
so hätt' ich mich nicht hereingewagt,
so hätt' ich mir können meine Müh ersparen
und wäre wieder gen Himmel gefahren.

Engel zum Christkind:

Ei, Christkind, sei doch nicht so hart,
es sind ja Kinder nach unsrer Art.
Schau doch, schau doch bald wieder ein,
die Kinder werden frömmere sein.

Christkind zum Engel:

Ei, Engel Gabriel, wenn du wieder tust für sie bitten,
so komm' ich wieder hereingeschritten.

Petrus zur Tür hinaus:

Ei, alter Josef, tritt herein,
laß deine Stimme auch hören fein!

Josef (stürzt zur Tür herein, indem er den Sack hinwirft, daß die Scherben klirren und stößt dabei mit dem Stocke auf:)

Gut'n Abend. Ich kumm herei geschrieta,
hätt'ch a Ruß, su käm'ch gerieta.
So hoa'ch aber ke Ruß,
do muß ich giehn olle Wage zu Fuß.
Ich bi vum Himmel gefolla,
ich hoa mer's Purzloan zerschloan,
ich muß de Schiere (Scherben) eim Sacke heemtroan.
Ich wünsch euch au a langes Laba,
hundertfüzig Ala lang,
hicher wie de Wulka schwaba,
länger wie a Glockastrang.

Ich wünsch' euch a Saak vull Dukoata
 un an Saak vull Kleegeß
 un an tiicht'ja Schweinebroata —
 un wenn nu noch woas zu trinka wär'.

Sie singen zusammen:

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
 ich bring' euch gute neue Mär',
 der guten Mär' bring' ich soviel,
 davon ich singen und sagen will.

Nach Friedrich Vogt.

Fastnachtsumzug.

Den Meister woll'n wir ehren,
 der Meister ist ein braver Mann.
 Er wird uns was verehren,
 er mag uns geben, was er kann.
 Gibt er uns 'n Groschen,
 wir woll'n ihn wohl vertuschen;
 gibt er uns auch zweie,
 wir sind der'n mehr dabeie;
 gibt er uns auch dreie,
 wir sind der'n mehr dabeie;
 gibt er uns auch viere,
 sie sind uns gut zu Biere.
 Drei und vier ist eben viel,
 er mag uns geben, was er will!
 Der Meister ist ein braver Mann,
 er wird uns geben, was er kann.

Nach Paul Drechsler.

Wie Friedrichs des Großen Diener in Schlessien tätig waren.

Eins fiel dem Schlessier an dem preußischen Wesen besonders auf: das war der hingebende Geist der Diener des Königs hinunter bis zum niedersten Beamten. Da waren die Steuereinnehmer, invalide Unteroffiziere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten geschlagen hatten und im Pulverdampfe ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Toren und rauchten aus ihrer Holzpipe. Sie erhielten sehr geringen Gehalt, konnten sich gar nichts zugute tun; aber sie waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend zur Stelle, taten ihre Pflichten ge-

wandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an ihren Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlessier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an andern preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern. Er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich in seine Stube trugen. Viele tausend Taler wurden auf langer Liste verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkassen abgeliefert. Gering war auch die Besoldung eines solchen Mannes. Er saß, nahm ein und packte das Geld in Beutel, bis sein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich kannte, und wenn er einmal durch den Ort fuhr, während des Umspannens schweigend aus seinen großen Augen nach ihm hinsah, oder wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte.

Gustav Frentag.

Ein Diebstahl.

Unter die Hauptfreuden der Breslauer gehörte in dem Sturmjahre 1813 der Besuch derjenigen Plätze in der Vorstadt, wo die Kosaken und Baskiren zu bivakieren pflegten. Sie empfingen die Besucher freundlich; aber mit leeren Händen durfte man nicht kommen. „Geben“ war in diesem Jahre überhaupt die Losung, und in die fliegenden Lager jener flüchtigen Helden, die wahrhaft vergöttert wurden, ging man scharenweise, alle Hände und alle Taschen voll von Brot, Wurst, Tabak und Schnaps. Die Kerls waren in ihrer tierischen Gier, in ihrer wilden Dankbarkeit hinreichend. Wenn sie, über die Oderbrücken nach der Stadt reitend, auf ihren kleinen Pferden hängend, die Lanze in der starken Faust, freundlich fragten, wo der nächste Weg nach Paris ginge, mußte man sie lieb gewinnen. Man folgte ihnen durch die Stadt, kaufte im Vorübergehen zusammen, was nur zu kaufen war, und verteilte es dann unter sie, sobald sie haltgemacht und sich mit ihrem „Kosakenvieh“, nach Friedrich Rückert aus „kleinen Rossen und großen Säusen“ bestehend, behaglich in den nassen Boden gewühlt hatten.

Derlei Spenden zu machen, wäre auch meine Lust gewesen. — Aber, wie ein altes schlessisches Sprichwort lautet: wo hernehmen und nicht stehen? — Meine Sparbüchse hatte ich längst für „Freiwillige“ ausge-

leert! Nun denn, ich stahl. Und in jenem düstern Augenblicke, wo ich dieses Verbrechen beging, bewährte sich an mir der traurige Satz, daß „Gelegenheit Diebe macht“. Ein Freund unseres Hauses hatte einen Gelehrten zu Besuch empfangen, den er bewirten wollte. Er hielt sich mit seinem Gaste in einem unserer Vordergemächer auf, um des Einzuges der Monarchen dort zu harren, und entsandte mich von dort in sein Wohnzimmer, um aus seinem Kasten, zu dem er mir den Schlüssel reichete, Geld zu nehmen. Dafür sollte ich ihm aus der Weinhandlung in unserem Hause eine Flasche süßen Ungarweines, den er besonders liebte, heraufholen. Ich leistete Folge, öffnete die obere Lade und sah darin unter einem wirren Haufen Wäsche einen Hügel verschiedener Münzarten blinken. Ich tat einen Griff in diesen Schatz, griff zusammen, soviel meine Hand fassen konnte — und in diesem Augenblick wurde ich schon ein Dieb; denn ich kannte den Preis einer Flasche des bestimmten Weines sehr genau und konnte leicht ermessen, daß die Handvoll Geld, die ich hielt, mehr als das Doppelte dieses Preises betrug. Nie mehr mein Leben lang habe ich so deutlich zwei Stimmen vernommen, die in meinem Inneren gegeneinander sprachen. Leider trug die böse den Sieg davon. Ich behielt das Geld in der Hand, stieg hinunter in die Weinhandlung, bezahlte, steckte den Überschuß in die Tasche und kehrte eiligst zurück, indem ich mir immer noch vorredete, ich wäre willens, dem Besitzer mit Wein und Schlüssel zugleich auch das zuviel genommene Geld wiederzugeben. Ich gab Schlüssel und Wein, schob aber die Rückgabe des Geldes wiederum auf, indem ich mir sagte, das schicke sich nicht in Gegenwart des Fremden. Später, als die Fürsten kamen und der Tumult begann, vergaß ich wirklich die Schuld.

Am andern Morgen fiel mir ein, wieviel Tabak und Schnaps ich meinen härtigen Kosaken dafür kaufen und bringen könnte. Und noch einmal erhob sich die warnende Stimme in mir und drängte mich, rechtlich zu bleiben. Aber wodurch brachte ich sie zum Schweigen? Durch die spitzfindige Entgegnung, daß mein großer Geldgeber selbst für die nordischen Gäste schwärmte und sich also freuen würde, wenn ich sein Geld zu ihrer Erheiterung verwendete. Und ich kaufte wirklich einen Korb voll Tabak und Schnaps, ließ ihn mir durch einen Tagelöhner nachtragen, verteilte die Gaben und tröstete mich mit dem Gedanken, dem Bestohlenen die Wahrheit zu bekennen und dann die Sache ins Komische zu ziehen.

Natürlich unterblieb dieses Bekenntnis, und ich behielt ein böses

Gewissen — monatelang. Das Bewußtsein meiner sträflichen Handlung machte mir viel zu schaffen. Doch hatte es auch eine günstige Folge. Ich wurde und blieb von nun an in allem, was Mein und Dein heißt, streng gegen mich, rein gegen andere. Mein Gewissen hatte mich zu arg geplagt und mir einen tiefen Abscheu gegen Unredlichkeit jeder Art eingeimpft.

Karl v. Holtei.

Soldatenlied auf die Schlacht an der Kaßbach.

26. Aug. 1813.

Und die Kaßbach, das ist euch ein grausamer Fluß,
der machte dem Napoleon gar bitteren Verdruß.
Es zählte jedes Heer an achtzigtausend Mann,
und da zogen auch die Blücherschen Husaren heran
an der Kaßbach, an der Kaßbach!

Das Wort war gegeben, das hieß: Sieg oder Tod!
Und ein Regen goß vom Himmel wie Schokschwerenot.
Da schrie Vater Blücher: „Der Tag ist erwacht,
frisch auf, mein Trompeter, und blase zur Schlacht!“
An der Kaßbach, an der Kaßbach!

Der Trompeter blies, und der Teufel ging los,
und bis nachmittag wehrte sich tapfer der Franzos'.
Da rief Vater Blücher: „Kinder, seid ihr alle da?
Zeigt euch wie tapfere Preußen! Der König, hurra!“
An der Kaßbach, an der Kaßbach!

Marsch, vorwärts die Kolonnen, und Donner links und rechts,
und Guß auf Guß und die Hitze des Gefechts!
Hei, das war eine Lust, hei, das war eine Haß,
wie wir packten die wilde französische Kaß
an der Kaßbach, an der Kaßbach!

Ein Karree stand wie Mauern, und da schrien wir: drauf!
Da ward das Karree bald von Leichen ein Hauf'.
Und die Reiter und die Rosse und die Kanonen hinterdrein,
die jagten in die Reiß' und in die Kaßbach hinein!
An der Kaßbach, an der Kaßbach!

Der Sieg war errungen, da beteten wir:
 Gott, gib unsern Brüdern im Himmel Quartier!
 Ach, schon lang' ist es her, und schon lang' bin ich müd'!
 O schlief doch bei den Brüdern der alte Invalid'
 an der Katzbach, an der Katzbach! Volkslied.

Schlesiſche Weberei.

Seit Jahrhunderten ist in unserem schlesiſchen Gebirge die Webindustrie zu Hause. Städte wie Landeshut, Schmiedeberg, Hirschberg, Greiffenberg und manch andere noch waren schon im Mittelalter blühende Webereiorte, deren Waren in alle Welt hinausgingen, nach Polen und Rußland ebenso wie nach Frankreich, Spanien und England. Durch einen gewissen Joachim Girnthy aus Flandern soll die Leinweberei nach Hirschberg gekommen sein. Und bald blühte das neue Gewerbe hier mächtig empor. An langen Winterabenden saßen die Hausfrauen der Dörfer zusammen, sprachen, scherzten und sangen, und dazwischen schnurrte das Spinnrad, das den goldenen Flachs zum Faden spann. Was an Garn nicht im eigenen Hause zu Leinwand verarbeitet wurde, das verkaufte man an den Gebirgsweber, der es auf seinem kunstlosen Webstuhl mühsam zum Stücke webte. Damit wanderte er in die Stadt, um seine Ware an die Leinenherren zu verkaufen. Auf eigenen großen Bleichen wurde hier die Leinwand schön gebleicht und hergerichtet und trat dann ihren Weg an in die Welt. Hochberühmt war Hirschberg durch seine „Schleier“, ein Gewebe, das loſer und weicher war als die gewöhnliche Leinwand. Von allen Seiten strömte so Geld in die Kassen der Hirschberger Kaufherren, und ihr Reichtum wuchs von Jahr zu Jahr, und damit aber auch ihr Stolz und Prunk. Von der Prachtliebe der Hirschberger Patrizier wissen die Chroniken Wunderdinge zu berichten. Friedrich der Große schüttelte unwillig den Kopf, als er 1743 in Hirschberg der Gnadenkirche gegenüber übernachtete und auf dem Friedhofe die prunkvollen Grabstätten sah, mit denen die reichen Hirschberger auch noch im Tode prahlten. Nach dem Siebenjährigen Kriege ging es mit Hirschbergs Handel bergab. Gar mancher wohlhabende Kaufmann war in den harten Kriegszeiten verarmt, und wer in seiner Jugend in prächtiger Staatskarosse gefahren war, der wandelte nun im Alter zu Fuß als Bettler durch die Straßen. Als dann die Kriege gegen Napoleon kamen und die Franzosen Deutschland überschwemmten, da war es nicht nur mit Hirschbergs Blüte vorbei. Die gesamte schlesiſche Leinenindustrie ging ihrem Verfall entgegen. —

Wer heute durch die Ortschaften des schlesiſchen Gebirges wandert, der hört wieder allenthalben den Webstuhl klappern und sieht das Weberschiffchen blitzschnell hin und her sausen. Aber nicht mehr Menschenkraft treibt es, sondern die Maschine, und schlesiſche Webwaren gehen heut wieder wie ehemals in alle Welt. W. D o h n.

Die Handwerksgeſellen.

Frisch, lustig und fröhlich, ihr Handwerksgeſellen!
 Und tut euch mit ängstlichen Sorgen nicht quälen!
 Denn nicht Reichtum macht glücklich,
 Zufriedenheit macht reich;
 wir alle sind Brüder,
 wir alle sind gleich.

Wir haben schon Kaiser und Könige gesehen.
 Sie tragen goldne Kronen und müssen vergehen;
 denn nicht Reichtum macht glücklich,
 Zufriedenheit macht reich;
 wir alle sind Brüder,
 wir alle sind gleich.

Der Reiche lebt herrlich in großen Palästen,
 der Arme oft elend in Sumpf und Morästen;
 doch nicht Reichtum macht glücklich,
 Zufriedenheit macht reich;
 wir alle sind Brüder,
 wir alle sind gleich.

Schlesiſches Volkslied.

Auf dem Landeshuter Kamm.

Der ganze Landeshuter Kamm von Schmiedeberg bis Kupferberg hin war einst das ureigene Gebiet des reichen Riesengebirgsbergbaues. Der Klang ist längst verschwollen, der Berghammer ruht nun. Mitten im Hochwalde auf einem hohen Plane, der steil ins Bobertal abfällt, liegt die alte Ruine des Bolzenschlosses, wohl das schönste Burgnest, das wir in den schlesiſchen Bergen haben. Der weiten Höfe altes Gemäuer ist mit den mächtigen Felsen verwachsen, und die Reste der trutzigen Burg wissen viel zu erzählen von des Ritterlebens Herrlichkeit und von den bitteren Nöten der Hussitenkriege und des Dreißigjährigen Krieges, als die Schweden die Burg zerstörten.

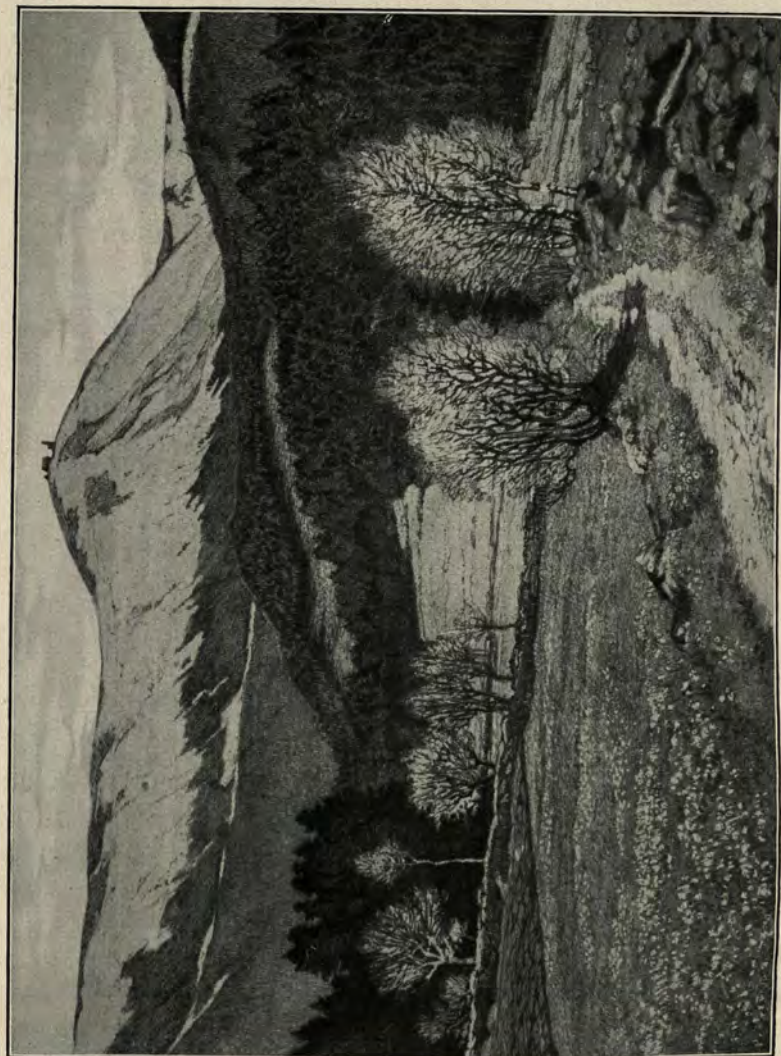
Von Jannowitz und Kupferberg aus steigen wir auf zu den Höhen des Landeshuter Kammes. Waldeinsamkeit ringsum. In fröhlichem Laufe geht die Minze zu Tal. An ihren Ufern ein üppiges Blühen, und dann wieder wird ihr Bett ganz schmal; zwischen riesenhaft sich aufstürmenden Felsmassen windet sich das Wasser hindurch. Wie die letzten Soldaten eines steinernen Heeres stehen die Felsriffe auf den Hochhängen, der Mariannenfels, die Backofensteine, die Teufelskirche und wie sie alle heißen. Wenn wir die Felsen emporklettern, bietet sich uns ein wunderbarer Blick in die steilen, vielfach zerrissenen Schluchten; in seiner ganzen Schönheit steht der Wald da: zwischen den dunklen Fichten und Kiefern die Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Ahorn, Eberesche und Bergwacholder, die leuchtenden Stämme der Birken und ihr zartes, im Sonnenlichte zitterndes Gezweig. Gerade dieser starke Laubwaldeinschlag, den wir sonst im Riesengebirge nicht haben, macht den Landeshuter Kamm so besonders schön.

Die höchsten Erhebungen, zu denen uns die Waldwege führen, oft schmal wie Laubengänge, sind der Ochsenkopf und die Friesensteine. Vom Ochsenkopfe schaut der Blick weit nach Ost auf das buntschekige Waldenburger und Glazer Bergland. Weiter nach Nord steigt aus der Odeniederung der Strehleener Bergwald und der Zobten empor, alles umspinnen von der wunderbaren Klarheit der Frühlingssonne.

Noch ein Stündchen weiter, und die Friesensteine sind erreicht. Der Blick von hier aus ist vielleicht der herrlichste im ganzen Riesengebirge. Wie eine endlose Kette schließt sich Kamm an Kamm, das Lausitzer Gebirge mit dem Jeschken, das Isergebirge mit der breitbuckligen Tafelfichte, der lange Zug des Riesengebirges, auf dessen höchsten Kuppen noch der Schnee glänzt, vom Reifträger zum Hohen Rad, zu den Sturmhauben, zur Silberlehne, bis zum Ostflügel des Koppenkegels mit seinem mächtigen Scherbengeröll. Zu Füßen breitet sich das Hirschberger Tal in all seinem Wechsel von Städten und Dörfern, Hügelketten, Wäldern und Büschen, Feld und Wiesen und den im Sonnenlicht aufblühenden Teichen. Silberfäden gleich ziehen in unendlichen Windungen die Flüsse zu Tal; um uns her aber bis zum Talsaume Wald und wieder Wald. In seinen Wipfeln feierliches Rauschen, in seinem Geäst die Wohnstätte der Vögel, die uns ihr Feiertagslied singen, über den Waldboden huscht flüchtiges Wild, hoch am Himmel wandern die Wolken. — Kein Laut, der uns stört, keine Baude, in der wir umsonst Erfrischung suchen; uns erquickt der Quell und des Rucksacks eigne Habe.

Hermann Bouffet.

Schleien I



Deutscher Hirt

Friedrich Iwan, Schneefoppe von Wolfsbau aus

Kinderland.

In einer kleinen schlesischen Provinzstadt habe ich meine ersten frohen Jugendjahre verlebt. Dort, wo der schlesisch-polnische Landrücken zu den Trebnitzer Hügeln umknickt, liegt meine Heimat. In der Ferne locken blaue Wälder, und nahe Hügel laden zu lustigem Spiel ein. Welch ein Zauberland war unsere engste Heimat, das Vaterhaus mit seinen großen Gärten, an die das weite, freie Feld grenzte! Und Haus und Hof, und Speicher und Keller und Felder, das war alles eigens für uns da, für uns Geschwister und unsere Kameraden. Im weiten Hofe lagerten lange Reihen von Heringsfässern. Wenn ich nun daran zurückdenke, ist mir's, als hätten die Leute damals nur von Heringen gelebt. Über dem gern aufgesuchten Pferdestalle dehnte sich dunkel und geheimnisvoll der Heuboden mit seinen heimlichen Verstecken, und der große Getreidespeicher jenseits der Straße mit seinen weiten, lustigen Kornböden war so recht ein Tummelplatz für unsere ausgelassenen Spiele — nur durfte uns der Vater nicht dabei überraschen. Das Obergeschoß unseres Hauses aber barg in weiten Räumen Waren aller Art, und es war ein Fest für uns, wenn uns ein freundlicher Angestellter — gegen das strenge Verbot meines Vaters — doch einmal mitnahm und wir nun nach Herzenslust in all den Kisten, Säcken, Büchsen, Schachteln unsere Neugier befriedigen konnten. Manch Stück Schokolade fiel dabei für uns ab. Noch sehe ich den großen, schwergebauten Lastwagen, hoch beladen mit Säcken und Kisten, aus unserer Toreinfahrt rumpelnd über das holprige Pflaster davonsfahren, um die verkauften Waren an die Krämer der umliegenden Dörfer zu verfrachten. Welche Freude, wenn eins von uns an einem schönen Tage einmal eine solche kurze Reise mitmachen durfte an der Seite des vielbewunderten Kutschers auf dem harten Sitzbrett des federlosen Wagens! Es ist mir heut, als läge mein Jugendland welkenweit hinter unserer Zeit, so altväterisch ging es damals bei uns zu. Von Wasserleitung keine Spur. Noch rauschte unermüdlich rechts an der Straßenecke ein hölzerner Stadtbrunnen Tag und Nacht sein verträumtes Lied. Sein Wasser ergoß sich in einen grünnummoosten Trog, zu dem unsere Mägde mit einem Riesenzuber an langen Tragstangen hinzogen, um den nötigen täglichen Wasservorrat zu holen und, unbeobachtet vom wachsamem Auge der Herrin, ein Vierteltündchen zu verschwätzen. Natürlich war dieser Trog auch ein beliebter Sammelplatz für uns Kinder, die wir unsere Wassermühlen und Wasserrädchen laufen ließen und — Gott sei's geklagt —

unglücklichen großen Heuschrecken das Schwimmen beibringen wollten. Noch blakten damals in Geschäfts- und Wohnräumen gemütlich und stinkend die trüben Petroleumlampen. Ihre ungenügende Reinigung gab meiner Mutter steten Anlaß zum Ärger. Ein mattes Nachtlächlein, ein kurzer Docht auf einer Schicht Öl in einem Glase Wasser schwimmend, sollte uns Kindern bei nächtlichem Erwachen die Furcht bannen. Eine gewaltig bestaunte Neuerung war es, als mein Vater den dunklen Treppenaufgang im Hausflur mit einer offenen, schrecklich zischenden und scheußlich flackernden Azetlengasflamme erleuchtete. Das flotte Zweirad, das heut schon der Sertaner meistert, war damals noch eine seltene Unansehnlichkeit, und die ganze Stadt lief aufgeregt hinter einem Vollgummihochrade her, auf dem ein kühner Wagehals halbsbrecherisch über die Katzenköpfe der Straße dahinturnte. — In fröhlicher Ungebundenheit wuchsen wir in diesem engen Städtchen auf. Jeder Tag brachte etwas Neues, und Langeweile hatten wir nie. Da erfuhr mein Leben plötzlich eine gewaltige Veränderung. Mein Vater starb, und die Mutter zog mit uns nach Breslau. Was staunte ich da anfangs über die vielen Häuser, die langen, breiten Straßen, die zahllosen geschäftigen Menschen! Am meisten Spaß aber machte mir Jungen die Pferdebahn, die so gemütlich mit ihrem Pferdchen auf richtigen Schienen dahinklingelte. Und die Mutter kaufte mir, dem Sertaner, eine Monatskarte für diese Bahn; denn mein Schulweg von der Monhauptstraße zum Johannisgymnasium dünkte uns schrecklich weit. Konnte im Winter ein Pferdchen bei Schnee und Glätte den Wagen nicht von der Stelle bringen, dann wurde ihm ein zweites zur Seite gespannt; aber auch mit dessen Hilfe ging es langsam genug vorwärts, und wer es eilig hatte, der tat besser, zu laufen. 1893 wurde die erste elektrisch betriebene Straßenbahn in Breslau eröffnet. Als ich sie zum erstenmal über den Tauenzienplatz dahinsausen sah — gegenüber der Pferdebahn sauste sie wirklich — da wurde ich dieser Pferdebahn, meiner alten Liebe, untreu und brannte jetzt nur noch darauf, für einen „Böhm“ auf der Elektrischen durch die Stadt fahren zu dürfen. Heut lacht man darüber. Aber in dreißig Jahren wird man auch über die Breslauer Jungen und Mädchen lachen, denen es 1925 so ungeheuren Spaß machte, einmal in dem schönen, neuen, bequemen Autobus gesessen zu haben. — Und meine Vaterstadt? Sie ist mit der Zeit mitgegangen. Einen Autobus hat sie freilich noch nicht. Dafür hat sie etwas anderes bekommen: Die Polen sind jetzt ihre Nachbarn geworden, und gleich hinter der Vorstadt, in der ich einst wohnte und

von wo aus wir unsere Streifzüge weit in die Umgegend unternahmen, beginnt heut polnisches Land. Und deshalb kehre ich nur mit Trauer in meine Vaterstadt zurück; denn das Land alles dort war doch einmal gut deutsch — und vor allem mein.

W. D o h n.

Grottkauer Vesper.

Gruttke is ne schine Stodt,
struderiderallala.
Do hon se jingst an Vasper gehot,
struderidera.
Ungersisch, spanisch hon se gesunga,
mit Lichtlan sein se rimgesprunga.

Om Chure, do stund a großer Schrank,
do hinga de Feisla kurz und lang.
Und wenn ma uf a Klehla grif,
do jedes Mol a Feisla fif.

Und eener, dar hod ei a Hulz neigebissa,
do hot dos Ding juchhei gekrissa.
Dar eene, dar wuld anne Schachtel zerschneida,
do winkt' em dar andre, a sellt's lon bleiba.

Do hon se euch och zwee Zuber gehot,
do hon se euch druffe rimgeschlon,
Dar eene, dan kon ich schunt nich vergassa,
dar wuld' an messingna Dorm uffrassa.

Do stund euch a Ding uf eenem Been,
dos mußt'm Teifel sein' Grufmutter sein.
Und wenn ma iber a Bauch wegstrich,
do grunzte dos Ding gor ferchterlich.

Dar Franze mit am Stengla kom,
a hott' a langes Seckla dron,
dos hot a jeden virgerackat,
und moncher hot was neigestackt.

Schles. Volkslied.

Des Vaters Heimkehr.

Im Riesengebirge klettert ein Dorf die Berghänge hinauf, und abseits von ihm liegt eine einsame Mühle. Der Müller wohnte dort mit seiner alten Mutter, seinem achtjährigen Sohne Hubert, mit einer Magd und einem Mühlknecht. Die Frau war tot; aber es wohnte außer den fünf Leuten noch ein kluger Hund namens Wolf in der Mühle, sowie ein kleiner Hausgeist, der das Grünlein hieß ...

Feierlich schöne Stunden waren es, wenn der Junge, die Großmutter, der Gnom und der Hund so beisammen saßen und die alte Frau Geschichten erzählte. Die Berge atmeten ihren Tannenduft zum Fenster herein, und die alte Mühle surrte ihr Lied von tiefem Frieden. So war es auch am ersten Augusttage des lange hinter uns liegenden Jahres 1914. Die Großmutter erzählte gerade von einer schönen Himmelsinsel, wo niemand hungert und niemand friert, niemand leidet und niemand stirbt, da trat der Müller, der drunten in der Stadt Hirschberg gewesen war, in die Stube, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte: „Denkt euch, es wird Krieg!“

„Um Himmelswillen, nein, nein!“ rief die Großmutter und schlug die Hände zusammen. „Krieg wird? Krieg?“ schrie der Junge. „Hurra! Das ist schön!“

Grünlein wollte ausreißen, aber er kletterte nur höher ins Gezweig des Fuchsenstrauches und schaute mit großen Augen durch das Geäst.

Der Hund wedelte mit dem Schwanz, als ob er sich über die Botschaft freue.

„Ja,“ sagte der Müller, „und in drei Tagen muß ich fort.“

„Karl — Karl, ist das wahr?“ fragte die Großmutter, und ein Weinen zitterte durch sie.

Der Junge ging auf den Vater zu und sagte mit jäh durchbrechender Angst: „Vater ... sie werden dich doch nicht totschießen?“

Der Müller zuckte erst die Achseln, dann schüttelte er dreimal hintereinander den Kopf und schlang den Arm um den Jungen. Der Hund wedelte immer noch mit dem Schwanz, Grünlein guckte mit großen Augen aus dem Gezweig des Fuchsenstrauches ...

Weihnachten kam.

In diesem Jahre, sagte der Tod, sollen meine Kinder eine ordentliche Bescherung haben. Im wilden Karpathengebirge stellte er Millionen Weihnachtsbäume auf und legte hunderttausend Soldaten darunter: Österreicher, Deutsche, Ungarn, Polen und Russen ohne Zahl. Mit diesen

bunten Soldaten spielten die Kinder des Todes und packten sie in große Schachteln. Um diese Zeit war der Müller im Lazarett. Großmutter und Hubert schrieben jammernde Briefe, daß der Müller am heiligen Fest so weit weg von ihnen im Hause der Schmerzen sein müsse; aber der Müller antwortete: „Klagt nicht, Gott hat uns reich beschenkt; er hat mir das Leben besichert. Und ich bin nicht allein; Wolf und das Grünlein sind bei mir.“ Da hatte die Großmutter geantwortet, sie sei schon zufrieden, da er doch gerettet sei. Einmal habe sie ein Jucken im Munde gehabt, da habe Hubert behauptet, jetzt wüchsen ihr ein paar neue Zähne, daß sie noch ein bißchen zu leben habe, wenn jetzt die bessere Zeit käme.

Im Februar stiegen der Müller, der Hund und das Grünlein auf der Endstation der Riesengebirgsbahn aus dem Zug. Sie hatten Heimatsurlaub.

Grünlein war immer leicht zum Weinen geneigt, denn er war ein weichmütiges Kerlchen; aber so heftig hatte er doch noch nie geschluchzt wie jetzt, da er aus dem Kriege kam und die heimatischen Berge wiedersah.

Hoch ragte die weiße Riesenkoppe auf; der diamantene Gebirgskamm zog viele Meilen weit in den blauen Himmel hinein, die Wälder standen im Silberkleid.

Ein Rößlein klingelte mit dem kleinen Schlitten den Bergweg hinauf. Der Kutscher auf dem Bock sprach die traute Sprache der Heimat. Auf dem Hintersitze saß links der Müller, rechts auf dem Ehrenplatz der Wolf und zwischen beiden das Grünlein, das ein bißchen fror vor Kälte und Erregung. Abgeholt waren sie nicht worden, denn sie hatten sich nicht angemeldet. Friedlich läutete das Rößlein, die Häuser lagen hingeduckt in den Schnee, blauer Rauch stieg aus den Schornsteinen, tiefe Stille war im hohen Walde.

Wer hätte hier ahnen sollen, daß in der Welt Krieg sei?

Als sie ins Heimatsdorf kamen, ging die Fahrt langsam vonstatten. Fast vor jedem Haus mußte der Schlitten halten, weil Leute herangestürzt kamen, die dem Müller die Hand schütteln und ein paar Worte mit ihm sprechen wollten.

Ach, was wird nur die Großmutter sagen, was wird nur der kleine Hubert sagen?

Sie sagten nicht viel. Als der Schlitten vor der Mühle hielt, sahen zwei junge und zwei alte Augen in seligem Erschrecken zum Fenster hinaus, und als sie herauskamen, warf sich der Junge in den Schnee und schlug in leidenschaftlicher Freude mit Armen und Beinen; die Groß-

mutter aber faltete die welken Hände über der Brust und fing an zu beten.

Der Müller legte die Hand über die Augen. Der Kutscher nahm die Mühe ab.

Dann faßte der Müller seinen Jungen an der Hand und sagte: „Hubert, es ist schwer draußen; aber die Heimat ist so schön, und was drin lebt, ist so lieb, daß es sich lohnt, zu leiden und zu sterben.“

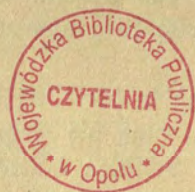
Darauf gingen sie in die große, warme Stube. Sie saßen um den Tisch und hielten sich an den Händen. Die Heimatsberge schauten zum Fenster herein; Wolf schmiegte den Kopf an den Rock der Großmutter. Grünlein aber war in den Fuchsenstrauch geklettert und schüttelte ihn, daß alle seine roten Glocken läuteten.

Paul Keller.

Vertrau auf Gott!

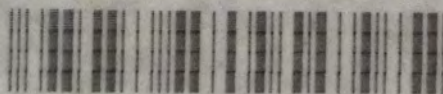
Vertrau dem Härrn, der immer
ins Menschen halfen kon;
und scheint ins ante schlimmer —
ma sol'n walten lon.
A hat wul sieben Sakkvel
vo Gelde uben schtihn;
a zohlt halt noch vom ärschten,
und's werd schon wieder gihn!

Julius Jüttner.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 7515/I



013-007515-01-0

SL
chle
D/I